# Tolle Welt.

Ein Roman

von

Theodor Oelckers.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1846.
Kößling'sche Buchhandlung.

# Vierter Abschnitt.

# 1.

Draußen ging bereits die Sonne auf und Albert saß noch immer wach und sann über das Mährchen, welches er gelesen. Endlich schob er das Buch unmuthig bei Seite, trat an's Fenster und öffnete dies. Es war ein wunderbar herrlicher Frühlingsmorgen, der ihm entgegen duftete.

Unten am Hause zog eine Schaar frühmunterer Wandrer vorüber. Sie schwenkten ihre Hüte, als sie den traurigen, bleichen Albert am Fenster erblickten, als wollten sie ihn zu gleichem, freudigem Muthe aufmuntern.

„Wohin, Ihr Leute?“ fragte er.

„Nach Bremen — auf's Meer — Auswanderer nach Amerika. — Es lebe das herrliche Brasilien“ — und „Adieu! Adieu!“ so zog die Schaar vorüber und verschwand bald hinter den nächsten Bäumen; aber noch lange blieb ihr Gesang —

„Ade nun ihr Berge,
Du väterlich Haus“ —

hörbar, bis er allmählig verscholl, bis die Sonne hochgestiegen war und die Wandrer ihrem fernen Ziele schon ein Stück näher gerückt waren. —

„Was sagen Sie zu der kleinen, wunderlichen Geschichte?“ fragte Wallberg den jungen Mann, der noch immer durch's Fenster schaute, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Sie kommt zu spät für mich,“ antwortete Albert, „oder auch zu früh, wie Sie wollen; jedenfalls aber zur unrechten Zeit.“

„Und was werden Sie thun?“

„Ich werde heute weiterreisen und schon in wenigen Tagen Europa Lebewohl sagen.“

„Und wohin?“

„Nach Amerika. Lächeln Sie nicht; ich bin kein Glücksjäger, wie die Meisten, die alljährlich dort hinüber ziehen. Aber ich muß mit der Luft wechseln. Entweder komme ich in einigen Jahren frisch und gesund wieder, oder finde drüben ein Grab.“ — —

Wallberg gab sich unendliche Mühe, den jungen Mann, an dem er ein so inniges Interesse

nahm, daß sich Albert darüber wundern mußte, von dem Entschlusse abzubringen. Alles war vergebens. Albert nahm Abschied und reis'te ab. — —

Am Nachmittag saß er im Postwagen einer Dame gegenüber, die ihn, wenigstens auf Momente, den Zweck seiner Reise vergessen ließ. Ein edelgeformtes, schönes Gesicht, dunkle Locken, schwärmerische, doch glühende, sinnliche Augen, in die er nicht genug schauen konnte — ja, er hätte keine bessere Reisegesellschaft finden können. Sie sprach viel, aber äußerst gebildet und mit Wärme. Ihre Worte waren Feuer, wie ihre Augen.

„Und Sie kennen kein anderes Mittel, um sich zu heilen," sagte sie, „als die Luft eines fernen Landes?"

„Ich wüßte keines — ich denke alle versucht zu haben."

„O, wecken Sie die Kraft, die in Ihnen liegen muß, wie sie in Jedem liegt. Erheben Sie sich durch sich selber — gewiß, Sie haben das noch nie recht versucht. — Wie können Sie sich für verlassen halten? Das ist nur, wer sich

selber verläßt. Glauben müssen Sie haben, Glauben an sich und an die Vorsehung!"

Er hätte gewiß Amerika und die ganze Welt aufgegeben um den Preis, ihr nur immer so gegenüber sitzen zu können und in die dunkelglühenden Augen zu schauen.

„Nur der freche Unverstand," fuhr sie fort, „konnte sagen: die Religion ist ein Produkt der Verzweiflung (dann wäre dasselbe mit den Gefühlen der Freude, Dankbarkeit, Begeisterung, mit allen der Fall), wenigstens ist er nie im Klaren gewesen, was Religion sei. — Erst nachdem wir uns geistig aus dem Drucke äußern Elends erhoben und ein trostvoller Muth uns neu begeistert und festigt, erst da, nachdem wir bereits nicht mehr wissen, was Verzweiflung ist, durchglüht uns die Religion mit seliger Wärme."

„Freilich nicht der Unsinn, die Kindereien, die leider oft für Religion passiren müssen."

Sie schien diese, freilich auch etwas ungeschickt und unpassend eingestreuten Worte absichtlich zu überhören und fuhr fort:

„Einen Tag kann ich nie vergessen. Ich befand mich in der mißlichsten Lage von der

Welt und glaubte all den drängenden Verhältnissen, die auf mich einstürmten, erliegen zu müssen. Wachend und der Verzweiflung nahe verbrachte ich die bängste Nacht. Der Morgen erschien von Regen umhüllt, der Tag verstrich zögernd, ohne Blau und Sonnenschein, unaufhörlich von Regen umflort, und der Abend nahte, ohne daß sich der Himmel gelichtet hatte, ohne daß ich eine Rettung für mich sah, doch da endlich zeigte sich gen Abend eine Grenze des trüben Regenschleiers, ein schmaler Streif des Himmels ward hell am Horizonte und die untergehende Sonne brach heller und heller durch das leise Abendroth, das sich anfangs gebildet hatte. Feuerflammend strahlte der West und Bäume, Häuser, Land und Alles war mit Gold überzogen. Am Morgenhimmel wölbte sich ein schöner, stolzer Regenbogen. — Warum ich diese Beschreibung gebe? nun, weil mich jener herrliche Anblick erhob und mit Vertrauen erfüllte, welches in der That nicht getäuscht ward. Sucht eine herrliche Naturscene auf, wenn Ihr frisch aufathmen wollt aus Eurem bangen Drucke: sie wird Euch stärken und im Gefühle dieser Ge-

nesung wärmt Euch die Religion erst wahrhaft. — Wer das Elend nicht kannte, wer sich nicht so an der Natur erlabte — er wird solche Worte auch langweilig und überflüssig finden, nicht begreifen, — aber für ihn sind sie auch nicht gesagt."

Er hatte Alles, was sie sprach, wie im Traume angehört, er sah ja nur! Das Stillstehen des Wagens brachte ihn erst wieder zum klaren Bewußtsein, und zum traurigen Bewußtsein zugleich, daß er sie verlassen müsse, denn die Wege trennten sich auf dieser Station.

Albert, den diese Trennung mit einem höchst unbehaglichen, peinlichen Gefühl erfüllte, war es unmöglich ein Wort des Abschieds zu sagen. Er hatte ihre Hand gefaßt: „Und wann seh' ich sie wieder?" sagte er endlich, da kein längeres Weilen möglich war.

„Vielleicht nie, denn Sie gehen ja nach Amerika!" antwortete sie lächelnd. „Aber es kommt nur auf Sie an, ändern Sie Ihren Entschluß, bleiben Sie im Lande und Sie können mich auf Schloß Rudolfseck wiederfinden — außerdem glückliche Reise!" Mit diesen Worten wandte sie sich ab und war verschwunden.

Albert, jetzt wieder allein, fühlte sich auch wieder recht unglücklich. Er übernachtete in dem Orte, um am folgenden Morgen einige Meilen bis zur nächsten Stadt durch eine vielgerühmte, herrliche Landschaft zu Fuße zu wandern.

Adelgunde, die interessante Dame, war (wie er von ihr selber erfahren) bisher Mitglied einer Schauspielergesellschaft in einer großen Stadt gewesen, hatte aber nun, und vielleicht auf immer, dieser Laufbahn entsagt. Gegenwärtig war sie auf der Reise zu dem erwähnten, nicht mehr fern gelegenen Schlosse Rudolfseck begriffen, wo sie bei Freunden die schöne Jahreszeit zubringen wollte.

Albert schwankte bereits. Sollte er ihr dorthin folgen oder seinem gefaßten Entschlusse treu bleiben?

Da trat mit allem Liebreiz Paulinens Bild vor seine Seele. Es darf nicht sein, dachte er, ich reise weiter! — — —

Rüstig wanderte er Tags darauf jener Stadt zu, wohin er seine Sachen bereits vorausgeschickt hatte. Bald sah er sie in einem anmuthigen Thale vor sich liegen, welches ein breiter Strom-

spiegel in vielfachen Krümmungen durchzog. Am jenseitigen Ufer desselben, auf einer mäßigen Höhe, prangte ein stattliches, jedenfalls altes, aber dem Anschein nach sehr wohnliches Schloß.

Albert fragte einen Vorübergehenden nach dem Namen desselben.

„Rudolfseck,“ war die Antwort. —

So fest sind oft unsre Vorsätze! — Die Sonne stand noch hoch und ein kleiner Umweg war nicht zu scheuen. Er ließ sich auf der nahen Fähre über den Strom setzen, um auf einladenden, grünen Pfaden nach jenem Schlosse zu pilgern. —

## 2.

Der Weg führte über lachende Wiesen in einen Park, der zum Schlosse gehörte. Albert wandelte langsam durch die grünen Irrgänge dieser Anlagen, wo sich moderner und längst veralteter Geschmack auf wunderliche Weise vermischte; die Laune der Schloßbewohner hatte von Jahr zu Jahr im Einzelnen Manches ver-

ändert, während im Allgemeinen Alles beim Alten geblieben war.

Endlich trat er auf einen freien Raum. Ein großes Rasenstück trennte ihn nur noch von den weitläufigen, eben so buntgemischten, aber stattlichen Schloßgebäuden, deren Haupttheil von ziemlich hohem Alter zu sein schien.

Aber kein menschliches Wesen war zu erblicken. Alles schien wie ausgestorben und nur die Ordnung und das wohlerhaltene Ansehen, welches überall bemerkbar war, zeigte, daß der Ort noch lebendige Bewohner haben müsse.

Albert zögerte, sich dem Gebäude zu nähern und blieb nachdenkend am Rande des grünen Bereichs stehen, welches er so eben durchschritten hatte.

„Und warum such' ich sie wieder auf, und warum will ich sie wiedersehen?" fragte er sich. Die Antwort wurde ihm erspart, denn als er sich umwandte, um auf einem Seitenwege das Schloß zu umgehen, entschlossen, sofort den Weg nach der nahen Stadt anzutreten, stand plötzlich Adelgunde vor ihm.

Ihr bloßer Anblick war ihm Antwort genug

auf seine Frage und vernichtete seinen Reiseplan mit Einemmal. Sie hatte das gewiß vorausgesehen, sie war überzeugt gewesen, daß er sie aufsuchen werde und war von seinem Erscheinen durchaus nicht überrascht; dennoch sprach sie ihre Verwunderung darüber aus.

Der Abend war ungemein schön und die Sonne vergoldete magisch die Baumwipfel und die Schloßfenster. Der Besitzer des Ortes war mit seiner Frau und seiner Nichte, die bëi ihm wohnte, nach der Stadt gefahren und Adelgunde war heut' allein hier geblieben und führte nun den Fremdling erst im Garten zu jedem anmuthigen und interessanten Punkte und dann auch im Schlosse durch all die freundlichen Gemächer und weiten Säle. Er glaubte durch ein Zauberschloß an der Seite einer reizenden Fee zu wandern; was sie sprach war Musik und es war ein unangenehmer Eindruck, als ihn plötzlich Wagengerassel vom Schloßhofe her aus süßen Träumereien weckte.

Er war nicht aufgelegt, heute den übrigen Bewohnern zu begegnen. Auf seinen Wunsch geleitete ihn Adelgunde nach einer Nebenpforte,

wo er unbemerkt das Schloß verlassen und auf die Straße nach der Stadt gelangen konnte.

„Adieu, mein Freund!“ sagte sie, während sie ihm die Hand reichte und dann die Thür hinter ihm schloß. Er hatte zuvor einen baldigen Besuch versprechen müssen und eilte nun, zum Erstenmale seit langer Zeit frohbewegt, in der frischen Abendkühle der Stadt zu.

Er war sich wohl bewußt, daß er schnell ihr Gefangner, ihr Sklave geworden war, aber er war sehr zufrieden in diesem Bewußtsein: er glaubte die wohlwollendste, freundlichste und holdeste Gebieterin in ihr gefunden zu haben. Das Meer, welches ihn von Amerika trennte, war jetzt für ihn um das Dreifache ausgedehnt und konnte sobald nicht durchsegelt werden. Recht bald aber, das heißt schon am nächsten Tage, hatte er sich an einem der angenehmsten Punkte der Stadt einquartirt. Seine Fenster beherrschten theils eine Straße, theils einen weitläufigen Garten und die Wohnung war im Innern artig und traulich genug, um darin an die neue, geliebte Bekanntschaft denken zu können.

An wen sollt' er hier auch anders denken,

oder womit sich beschäftigen? er kannte Niemand und wollte auch weiter Niemand kennen, denn er bedurfte der Ruhe. Zum Erstenmal in seinem Leben empfand er auch eine gewisse Behaglichkeit, in der er sich um so wohler fühlte, je neuer sie ihm war, und war sie auch noch keinesweges vollkommen, so war der gegenwärtige Zustand doch schon in hohem Grade verschieden von der frühern, steten Unruhe.

Einmal war's ihm, als er hinaus auf die Straße schaute, als säh' er Walters Gestalt in einiger Entfernung in einer Seitengasse gehen; aber er täuschte sich wohl, und was lag auch daran? Ihn interessirte jetzt nur Adelgunde. Es war Morgen und er überlegte eben, ob er nicht endlich heute einen Gang nach Schloß Rudolfseck wagen solle, als ein artiges Mädchen zu ihm in's Zimmer trat. Sie war sehr einfach, fast ländlich gekleidet, doch immer zu gut, als daß er sie für eine dienende Person hätte halten können. Dem widersprach ohnehin ihr Benehmen und ein eigenthümliches Gemisch von Schüchternheit und Keckheit stand ihr ungemein gut.

Sie überreichte ihm ein Briefchen von Adelgunde und war im Begriff, sich sogleich wieder zu entfernen. Albert mochte sie jedoch nicht entlassen, ohne einige Fragen an sie gerichtet zu haben.

Diese betrafen hauptsächlich den Herrn von Eichen, den Besitzer des Schlosses, dessen Gemahlin und Nichte, so wie die sonstigen Bewohner oder gelegentlichen Gäste des Schlosses. Sie beantwortete Alles kurz und bestimmt, doch erfuhr er eben weiter nicht mehr, als er bereits von Adelgunden wußte, die allem Anschein nach in sehr vertrautem Verhältnisse mit den Schloßbewohnern stehen mußte.

Als sich das Dämchen entfernt hatte, las er den Brief der neuerworbenen, schönen Freundin. Er enthielt eine dringende Einladung noch heute auf's Schloß zu kommen, und sie brauchte gar nicht so dringend gewesen zu sein, um gewiß befolgt zu werden.

Es war am dritten Tage, nachdem er Adelgunden zum Letztenmal gesehen, als er sich dem Schlosse wieder näherte. Eine alte Lindenallee führte auf ein stattliches, aber verwittertes

Portal zu, welches den Haupteingang bildete. Eh' er aber noch das Ende dieser Allee erreichte, erblickte er die gesuchte Gesellschaft zur Rechten unter einer großen Laube. Adelgunde stand sogleich auf, ging ihm einige Schritte entgegen und stellte ihn den Uebrigen vor, die ihn schon erwartet hatten.

Nur Adelgunde war es, die den Gast bald in diesem kleinen Kreise vertraut machen konnte. In den Augenblicken — und es waren dies nur Augenblicke — wo er ihr seine Aufmerksamkeit in so weit entzog, um auch die Andern etwas aufmerksamer zu beobachten, drang sich ihm wider Willen das Bewußtsein auf, daß ihm die Gesellschaft nicht gefalle. Man begegnete ihm allerdings auf eine ausgezeichnete Weise zuvorkommend und artig, aber diese Artigkeit hatte etwas Auffallendes und es schienen besondere Absichten dahinter zu lauern, die sich der Gast zwar nicht erklären konnte, die aber gewiß vorhanden waren. Er mußte dies vermuthen, so harmlos er auch im Allgemeinen war. Herr von Eichen war in jeder Hinsicht, was man einen feingebildeten Mann nennt, bewandert

in Allem, was der Gang des Gespräches berühren mochte, gewandt im Ausdrucke und elegant in jeder Bewegung. Seine Gemahlin stand ihm in alledem würdig zur Seite, nur daß sich ein gewisses Etwas ihrem ganzen Benehmen weit schärfer aufgeprägt hatte, was Albert durchaus nicht gefallen mochte, weil er's unmöglich für natürlich halten konnte. Jedes ihrer Worte war nämlich von einem eigenthümlichen, frommen Anstrich überhaucht — ja, sie war gewiß eine religiöse Schwärmerin, aber von jener zweifelhaften Art, wie sie die neuere Zeit kennt. Ganz so zeigte sich auch die hübsche Nichte, welcher die verdächtige, fromme Miene zwar schon etwas besser stand, doch aber auch nicht so, daß sie dadurch gewonnen hätte. Und wunderbar genug blieb trotz alldem eine gewisse lebenslustige Leichtfertigkeit sichtbar, die man wohl nicht absichtlich blicken ließ, die man aber auch nicht gänzlich zu verläugnen vermochte. Alles dies kam bei Albert heute aus guten Gründen nicht zum klaren Bewußtsein, entging aber seiner Beachtung auch nicht völlig. Adelgunde, die immer gewandt, kenntnißreich und

stets im nämlichen Augenblicke lustig, ernst, gefühlvoll, die seltene Gabe besaß, Widerspruch und Zustimmung recht geschickt zu verbinden, war es allein im Stande, den Fremdling mit den Uebrigen zu versöhnen; und mochten die letztern sein wie sie wollten, sie waren für ihn doch nur Nebenfiguren, die einer besonderen Beachtung nicht würdig sein konnten, während er von Minute zu Minute sich immer mehr in Adelgundens glühende Augen vertiefte und von ihren süßen Worten berauschen ließ. Jeder Zug an ihr und jeder Blick von ihr ward zu einer starken Fessel für ihn. Je mehr er die Andern zu beachten vergaß, um so mehr ward er freilich von ihnen beachtet und als man sich endlich erhob, um sich in's Schloß zu begeben, konnte Herr von Eichen ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken; er hatte den jungen Mann gründlich durchschaut, glaubte dies wenigstens, und war bereits mit einem Plane im Reinen, von dessen günstiger Ausführung er viel erwartete.

Das Schloß hatte im Innern ganz dasselbe Ansehen, welches es schon vor siebzig oder achtzig

Jahren gehabt haben mochte, die Decorationen der Zimmer waren jedoch dabei so wohl erhalten, als wären sie erst vor Monaten angebracht worden. Ein solches, ganz im alten Geschmack erhaltenes Gebäude hat viel Anziehendes für die Kinder einer neuen Zeit, die sich in ihren modernen Gewändern und Gesinnungen darin bewegen. Es verschmilzt da Gegenwart und Vergangenheit auf eine angenehme Weise in Eins, denn die längst verschwundenen Gestalten wandeln dann wieder lebendig mit uns durch die Hallen und der sonst wohl unbequeme Abstand zwischen Vormals und Jetzt ist ausgeglichen. —

Albert konnte sich nicht enthalten, gelegentlich merken zu lassen, daß ihn die unter den Bewohnern herrschende, frömmelnde Gesinnung nicht anspreche. Man war weit entfernt, ihm zu Gefallen das zu verläugnen, was man für recht hielt, doch eben so wenig suchte man es gegen ihn auf allzu eifrige Weise zu verfechten: das Eine wie das Andere hätte den Gast, den man zu fesseln wünschte, leicht zurückscheuchen können. Die Leute waren geschickt genug, den

rechten Mittelweg zu treffen und fügten sich, so weit nur möglich, der Gesinnung des Fremden, der jetzt nun einmal lebensfroh sein wollte und war. Ja, man gab sich Mühe, ihm deutlich zu machen, daß man die Freuden des Lebens keineswegs verachte, vielmehr recht wohl zu schätzen und zu genießen wisse, versteht sich auf würdige Weise.

Herr von Eichen mochte sich im Stillen ärgern, daß er über den jungen Mann doch etwas zu voreilig geurtheilt und daß vorzüglich seine Gemahlin ihre religiösen Farben zu stark und unüberlegt aufgetragen hatte. Außerdem freute es ihn indeß auch wieder, daß Albert kein Genußverächter war, denn dies konnte seine Pläne nur fördern. Ueberraschender war es für ihn, als er bemerkte, daß Albert, als man im Gespräch zufällig den Namen des Grafen Wallberg erwähnte, diesen persönlich kannte; zu seinem Troste sah er indeß bald, wie oberflächlich diese Bekanntschaft war.

Auch Albert war von Einigem, was er hörte, überrascht: die Leute schienen seine Verhältnisse weit besser zu kennen, als er selbst,

und so manches zu wissen, wovon er noch keine Ahnung hatte. Doch er konnte sich täuschen; hörte er doch überhaupt Alles nur halb und beiläufig, was Adelgunde nicht sprach.

Das gewiß höchst artige und gebildete Betragen der kleinen Gesellschaft konnte am Ende doch nicht verfehlen, ihn mit dem, was ihn anfangs unangenehm berührte, auszusöhnen, wenn dies Adelgundens Nähe nicht schon gethan hätte. Er konnte unmöglich verkennen, daß man ihn hier liebgewonnen hatte und er fühlte sich zufrieden in diesem Kreise, ehe noch der Abend zu Ende ging.

Selig träumend war er nach der Stadt zurückgekehrt, um die Nacht schlaflos zuzubringen, denn seine Gedanken beschäftigte nur der kommende Tag, der ihn gewiß wieder auf dem Schlosse sehen sollte.

Und er ging den kommenden und die folgenden Tage hinaus, lernte noch manch anderen Gast kennen, der dort schon heimischer und vertrauter war und wurde selbst von Tag zu Tage vertauter. Doch, keine weitläufige Schilderung der vielen einzelnen Besuche, der vielen

kostbaren Geschenke, die er sandte und mitbrachte, besonders für sie, und der tausend Artigkeiten, die er, besonders ihr zu erweisen bemüht war!

Er hatte die weite, übrige Welt vergessen und all sein Sinnen und Trachten ging nur auf die wunderschöne Bewohnerin von Schloß Rudolfseck. — —

## 3.

Es herrschte in der That auf dem Schlosse kein so einförmiges Leben, als er anfangs vermuthet hatte, im Gegentheil, es ging recht lustig dort zu. Fast täglich kamen kleine Orgien vor, die Gesellschaft war oft sehr zahlreich, und wenn man der fröhlichen und geistreichen Unterhaltung müde war (und auch das geschah ziemlich an jedem Abende früher oder später), so wurde gespielt. Alberts Liebe zu Adelgunden wuchs, während sein schnell erworbenes Vermögen schon sehr zu leiden begann, denn neben vielen, gern gebrachten Opfern, sah er sich genöthigt, noch manch andre, halb unfreiwillig zu bringen. Aber er war täglich bei ihr,

sie zeichnete ihn vor Allen aus und sein Behagen an diesem Leben nahm immer zu.

Freilich mußten sich ihm wunderliche Betrachtungen dabei aufdrängen. Ihn selber kümmerte das Unstatthafte, was er häufig bemerkte, wenig; er wußte so ziemlich, was er that, aber er wollte es so haben. Nur hinsichtlich Anderer ward sein Unwille oft rege. So geschah es eines Abends, nachdem er bereits mehrere Wochen der beständige Gast hier gewesen war. Man war bisher kaum so fröhlich gewesen als heute; der fromme Ton hatte sich ohnehin in der letzten Zeit nur schwach, in den jüngsten Tagen gar nicht mehr bemerklich gemacht; aber heute war ein überlustiges Gelag in vollem Gange; die Damen hatten sich längst zurückgezogen und einige aus der Gesellschaft waren vorsichtig genug, ehe noch die Wirkung des Weines ihren Höhepunkt erreichte, das beliebte Spiel beginnen zu lassen. Albert mochte diesmal daran nicht Theil nehmen, er setzte sich einsam in ein Nebenzimmer und hing hier seinen Betrachtungen nach.

Plötzlich störte ihn darin ein junger Mann,

der mit ziemlich erhitztem Gesichte eintrat und sich zu ihm setzte.

„Recht so!“ sagte derselbe, „ich treffe da gewiß einen Leidensgefährten — den Teufel auch, was hilft das Grübeln? lassen Sie uns noch eine Flasche trinken, um den Aerger fortzuspülen.“

Albert blickte den Sprechenden ruhig an und dies beruhigte auch Jenen in Etwas.

„Mich wundert, wie Sie so gelassen sein können!“ sagte er. „Wär' ich nicht ein bischen berauscht, ich wüßte nicht, was ich thäte. Das Geld hatte seine gewisse Bestimmung und wenn ich's in zwei oder drei Tagen nicht wieder habe, komm' ich in abscheuliche Verlegenheit.“

„Ich ahne, Sie sind unter den Herren drüben etwas zu kurz gekommen?“ sagte Albert zu dem jungen Manne, den er erst einige Mal hier bemerkt hatte.

„Leider Gottes! rein kahl gerupft. Und was thun? trinken wir, berauschen wir uns, das Schlimme kommt morgen zeitig genug. Aber Sie scheinen Ihren Verlust wahrlich sehr gelassen zu ertragen —“

„Ich habe nicht gespielt,“ erwiederte Albert. „Sie aber würden wohl thun, wenn Sie ernste Folgen von Ihrem heutigen Unglück zu fürchten haben, an diese zu denken, damit Sie ihnen entgehen können.“

Jener ward durch Alberts ruhiges Betragen endlich vollkommen nüchtern, aber auch ziemlich schwermüthig gestimmt. Er hatte eine nicht unbedeutende Summe, für die er verantwortlich war, hier eingebüßt und war nun völlig rath- und trostlos.

„Waren Sie früher in diesem Cirkel bekannt?“ fragte Albert.

„Erst seit Kurzem. Weiß der Himmel, ich habe am Spiel nie Gefallen gefunden; aber ein Freund, von dem in der Stadt Niemand dergleichen ahnt, denn dort gehört er einem wohlbekannten, mystischen Klub an, führte mich hier ein, und versprach mir goldene Berge. Er sprach von steinreichen Verschwendern, die ihr Geld hier nur zum Vergnügen verlieren wollten. Ich befand mich in Verlegenheiten und ließ mich in der Noth durch die lockende Aussicht verführen. Doch gerieth ich nun nur tiefer in

das heillose Labyrinth und weiß jetzt weder aus noch ein."

Albert fragte den Gesellschafter noch sehr viel und endlich sagte er nach einigem Nachdenken: „Vermeiden Sie von jetzt an diese Gesellschaft gänzlich, verlassen Sie dies Haus sogleich und hüten Sie sich, es je wieder zu betreten. Morgen aber besuchen Sie mich; vielleicht kann ich Ihnen die verlorene Summe erstatten."

Jener lebte mit einem Mal auf und äußerte eine fast ungestüme Freude.

„Ich sagte, vielleicht!" bemerkte Albert mit Nachdruck. „Bauen Sie nicht darauf; aber vielleicht kann ich Ihnen helfen. Doch müssen Sie dies Haus sogleich verlassen."

Diesem Geheiß leistete der unglückliche Spieler schnell Folge. Er nahm Abschied und überhörte das nochmals wiederholte vielleicht gänzlich. Auch Albert brach bald nachher auf und ging auf den wohlbekannten Pfaden der Stadt zu. Morgenluft wehte bereits, der Tag war nicht mehr fern, als er das Thor erreichte, aus welchem so eben eine frühmuntere Reisekutsche rollte.

Aus dem Wagenfenster beugte sich eine Gestalt, die ihn und die er trotz der Dämmerung sogleich erkannte. Es war Bernhard.

Der Wagen mußte halten, aber die Begrüßung konnte, der andern Insassen wegen, nur eine sehr kurze sein. Bernhard, der auf seiner baldigen Rückreise diese Stadt wieder passiren mußte, empfing Alberts Adresse und war im nächsten Augenblick wieder verschwunden.

Albert ging nach Hause und gönnte sich einige Stunden Ruhe. Aber gleich beim Erwachen war sein erster Gedanke Bernhard, der ihm wie im Traume vorübergeschwebt war. Und welche Gedanken und Empfindungen weckte das flüchtige Begegnen dieses Freundes in ihm! Vor der bescheidenern, aber edlen Gestalt Paulinens, die sich ihm deutlich vergegenwärtigte, mußte Adelgundens glänzende Erscheinung schnell wieder erbleichen. Er begriff sich selber nicht mehr. Warum trug er diese Fessel, die ihm in diesen Augenblicken fast beängstigend drückte. Sinnend schaute er aus seinem Fenster hinaus über den Garten und starrte in die grünen Wipfel, ohne sie eigentlich zu sehen, denn er

sah die freundliche Scene am See vor sich, die jetzt auch von der heitern Morgensonne beglänzt war. Das anmuthige Dorf mußte ja wohl wieder aus der Asche erstanden sein und dort wandelte sie vielleicht jetzt in der Mitte der trauten, hübschen Freundinnen, der Förstertöchter. Dachte sie vielleicht in dieser Stunde auch an ihn, oder dachte sie überhaupt noch an ihn? Fuhr sie noch immer in den Abendstunden mit der schelmischen und doch so verständigen Blandine in der Gondel am Seeufer und ließ sich von der Freundin von ihm vorsprechen, ohne sie dabei zu unterbrechen? Ach, das Jahr hatte seit jenen Tagen fast seinen Kreis vollbracht und was ändert nicht ein Jahr! sah er dies doch an sich selber!

Der letzte Gedanke riß ihn sogleich aus jenem Thale zurück in sein freundliches, aber jetzt dennoch ödes Zimmer. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, sah verschiedene Briefe, Papiere und Notizen durch und ward dabei immer mißmuthiger.

Erst jetzt übersah er seine derzeitigen Verhältnisse deutlich und fand, daß er fast ärmer

war, als früher, eh' ihm der Lotteriegewinn geworden.

Er gedachte der Hoffnungen, die er unbedacht genug am vorigen Abend in einem Unglücklichen erregt hatte und mußte sich nun gestehen, daß er sie nicht erfüllen könne. Es erregte dies ein sehr unangenehmes Gefühl in ihm; obwohl er kein bestimmtes Versprechen gegeben, erinnerte er sich doch, daß Jener mit der Ueberzeugung von ihm gegangen war, Hilfe zu finden, und die abschlägige Antwort, die er ertheilen sollte, lag ihm wie eine Last auf dem Herzen. Er konnte sie unmöglich mündlich ertheilen. Er schrieb einen Brief an den Getäuschten, ließ diesen in seiner Wohnung zurück und entfernte sich dann schnell, um an diesem Tage nicht wieder heimzukehren. —

Die Mittagssonne milderte die Sehnsucht, die er in den Morgenstunden nach dem Dorf am See empfunden und ließ ihm seinen jetzigen Aufenthaltsort wieder erträglicher finden. An Adelgunden dachte er im Laufe des Tages fast gleichgültig, wie an alles Andere, bis ihn der nahende Abend wieder weich und wehmüthig

stimmte. Er mochte dies nicht ertragen und um dieser Stimmung zu entgehen, ging er hinaus nach dem Schlosse.

Adelgunde begegnete ihm in der Lindenallee und ihre Gegenwart verfehlte ihre Wirkung nicht.

„Sie sind zu ernst, zu mißmuthig heute, mein Freund!“ sagte sie.

„Ich habe gestern schlimme Erfahrungen hier gemacht,“ erwiederte er, „und der Gedanke daran stimmt mich so und muß mich so stimmen.“

„Und welches sind diese Erfahrungen?“ fragte sie in hohem Grade erstaunt.

„Entweder Sie errathen selbst, von welcher Art sie sind, oder Sie dürfen sie nicht kennen.“

„Gefällt Ihnen die Gesellschaft nicht?“

„Nein, Adelgunde. Wozu diese Gelage, das Spiel, die tausend Thorheiten, von denen ich mich freilich seit Wochen selbst betäuben ließ, die mich aber nun doch anzuwidern beginnen.“

„Wozu — was weiß ich's, mein Theurer?

Sind Sie doch ein Betheiligter dabei, während ich kaum eine Ahnung davon habe. Aber auch mir gefällt das Treiben nicht, das ich nur unvollkommen aus der Schilderung Anderer kenne. Warum nahmen Sie Theil daran?"

„Ich mußte wohl, um täglich in Ihrer Nähe sein zu können."

„Um mir nah' zu sein, die ich jenen Dingen, von denen Sie mir sagen, so fern stehe? Und Ihre schlimmen Erfahrungen?"

Albert schilderte ihr das wilde Leben der Gesellschaft und vorzüglich das am gestrigen Abend Erlebte. Sie wußte nichts von Allem und konnte nur Staunen und Unwillen äußern. In diesem Augenblicke hatte man das Schloß erreicht, war bereits von den Andern bemerkt worden und mußte sich ohne Zögern zu ihnen gesellen. Und hier konnte man nicht umhin, ein höfliches und freundliches Gesicht blicken zu lassen.

Nach dem Abendessen war der heute nicht sehr zahlreiche Kreis stiller, als gewöhnlich. Vielleicht war Adelgunde die Ursache hiervon, denn sie hatte mit Einigen zuvor leise und eifrig gesprochen.

„Unser Freund Albert,“ sagte sie, „ist der Art und Weise überdrüßig, in welcher die Herren bisher die Abende hier zubrachten und ich habe mit meinen Freundinnen gewiß Grund genug, ihm beizustimmen. Wir haben uns vorgenommen, von jetzt an auch ein bischen zu herrschen und unser erstes Gesetz verbietet heute die Karten. Statt dessen — nun, Fräulein,“ (sagte sie zu Emma, der Nichte des Herrn von Eichen,) „Sie mögen uns etwas Anderes vorschlagen.“

Emma wollte sich keinen Vorschlag erlauben und überließ dies in christlicher Demuth den Andern.

„Gut,“ fuhr Adelgunde dann fort, „so lassen Sie uns zuerst ein fröhliches Pfänderspiel anstellen; 's ist schlimm genug, daß dergleichen mehr und mehr außer Mode kommt.“ —

„Ein Pfänderspiel?“ sagte Frau von Eichen. — „O, liebe Adelgunde, wie können Sie daran denken. Ich müßte mir in der That recht leichtfertig und kindisch vorkommen — 's ist unmöglich!“

„Ei, meine Liebe,“ entgegnete ihr Gemahl,

„machen wir den Versuch. Adelgunde hat es vorgeschlagen und ich zweifele nicht, daß sie das alte Spiel auch zu würzen wissen wird."

Adelgunde bewies in der That, daß sie das verstand. Wenigstens fühlte sich Albert auf's Köstlichste unterhalten von den veralteten und halb vergessenen Spielen, die einst in denselben Räumen die Großeltern erfreut haben mochten. Vielleicht lag es nur daran, daß sie Alles angab und daß er neben ihr saß. Er vergaß bald Alles, was ihn noch heute gegen dieses Haus Erbitterung eingeflöſ't hatte und war wenigstens der Ueberzeugung, daß sie in diesem tadelnswerthen Klub schuldlos dastand. Was hätt' er neben ihr nicht vergessen! Auch das Spiel vergaß er, an welchem er jetzt Theil nahm und mußte ein Pfand nach dem andern geben. Der Nachbarin ging es nicht besser. —

Die lustigste Partie bei solchen Spielen, das Einlösen der Pfänder, ging auch bereits zu Ende; nur noch zwei waren vorhanden, das erste gehörte Albert.

„Ein erotisches Gedicht soll er improvisiren" — so lautete die Bedingung.

„Muthen wir das unserm Freunde nicht zu," entgegnete Herr von Eichen. „Wer wird heut' zu Tage noch ein Liebeslied schreiben? Die lustigen kamen schon unter unsern Vätern aus der Mode und die traurigen sind seit den letzten Jahren auch vollends verpönt. Liebesgedichte sind veraltet. Wer noch zu lieben geneigt ist, behalt' es für sich. Die Andern mögen nichts davon hören."

„Wir denken doch nicht Alle so!" sagte Adelgunde, „und überdies muß der einmal geschehene Ausspruch gelten. Hier ist Papier und Bleistift, schreiben Sie, und machen Sie zugleich die Meinung unsers kaltsinnigen Wirths zu nichte."

Albert nahm das Schreibmaterial und sann einige Augenblicke nach. Sein Herz weilte plötzlich wieder im Thal am See und er vermochte einen lustigen Einfall, den er anfangs hatte, nicht auszuführen; aber er schrieb, während die Andern noch den Streit mit Herrn von Eichen fortsetzten, und nach wenigen Sekunden las er folgende Zeilen:

„Veraltet heißt es gar, von Herzenswunde
Von Liebesgluth zu singen und zu sagen!
O, wem die Wunde selber ist geschlagen,
Dem ist es wahrlich eine neue Kunde!

So neu, so schmerzlich neu zu jeder Stunde,
Daß Tröstung ihm es leiht, den Schmerz zu klagen.
Er möcht' ihn laut in alle Lüfte tragen,
Fühlt er auch deutlich, daß er nie gesunde.

O, dieser alten Neuigkeit! Beglückt
Sich fühlen und zugleich von Weh zerrissen!
Wer kennt des Menschen Herz? Er gäb' entzückt

Ein Reich darum, vom Weh sich frei zu wissen,
Da doch den trauten Kummer, der ihn drückt,
Nicht um ein Königreich er möchte missen!"

„Recht schön, aber warum traurig?" sagte Adelgunde leise, indem sie ihm die Hand unterm Tische drückte.

„Nun, mein Pfand hab' ich wenigstens gelöst," erwiederte Albert, und während er ihr in's Auge blickte, fühlte er sich auch von der bangen Sehnsucht nach jener fernen Gegend erlöst.

„Und dies letzte Pfand?"

„Der Inhaber hat das improvisirte Gedicht auswendig zu lernen." Dies hatte Albert bereits in der Zerstreuung zerrissen, aber das Pfand

gehörte Adelgunden. „Der Ausspruch muß gelten, um so mehr, da die Eigenthümerin eine Beschützerin erotischer Poesien ist,“ sagte Herr von Eichen; und weil das Papier leider vernichtet, so übernimmt der Dichter gewiß gern die Mühe, es unserer schönen Hausgenossin so oft zu recitiren, bis sie es auswendig kann.“

„Und um dies ungestört zu thun, müssen wir uns schon auf einige Augenblicke vor die Thür verbannen,“ setzte Adelgunde hinzu, während sie aufstand und nach dem anstoßenden Zimmer ging, wohin ihr Albert sehr bereitwillig folgte.

Sie ging ihm voran durch mehrere Zimmer, bis sie sich im letzten auf ein Sopha niederließ und ihn sich ihr zur Seite setzen hieß.

„Hier sind wir ungestört,“ sagte sie, „mein werther Freund! lassen wir einstweilen die Verse; die Gesellschaft wird sicher nicht darnach fragen und uns auch nicht sogleich vermissen. Sie sollen mir beichten! Sie haben noch irgend etwas auf dem Herzen, was Sie oft wehmüthig macht und wovon Sie mir noch nichts sagten — was ist das?“

„Ach, lassen wir Verse, Wehmuth und alles Andere!" erwiederte er, indem er sie innig umschlang und einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Nicht doch! nicht so jetzt!" sagte sie, nachdem sie den Kuß wiederholt erwiedert hatte — „ich bestehe darauf, Ihr kleines oder großes Geheimniß zu erfahren — erzählen Sie, Freund; die Gesellschaft, die ohnehin bald auseinander gehen wird, denn Mitternacht ist nahe, vermißt uns nicht — erzählen Sie —"

Ein furchtbares Getöse schreckte sie aus seiner Umarmung empor.

„Was war das?" fragte die Erschrockene.

„Wie mich dünkt, ein Schuß, der innerhalb des Schlosses und jedenfalls ganz in unserer Nähe fiel." Er war im Begriff nach der Thür zu eilen.

„Warten Sie einen Augenblick hier ruhig," sagte sie, indem sie sich schnell zu fassen suchte. „Ich will selbst nachsehen und kehre sogleich zurück."

Schon hatte sie das Gemach verlassen und die Thür hinter sich zugeworfen. Er wollte ihr

dennoch folgen, aber die Thür hatte sich bei der Heftigkeit, mit der sie geschlossen ward, wahrscheinlich von selbst fest verriegelt und er vermochte sie trotz aller Anstrengung nicht zu öffnen. Er versuchte dies mit einer zweiten, die sich im Zimmer befand; auch diese war verriegelt. Ein Lichtstrahl, der durch das Schlüsselloch fiel, veranlaßte ihn jedoch, einen Blick hinein zu werfen. Er überschaute gerade so viel Raum des anstoßenden Zimmers, um ein Bett und den Kopf eines darin ruhig schlummernden Mädchens zu erblicken, welches von jenem Lärm nicht erweckt worden war. Es war dasselbe, welches ihm die erste Einladung von Adelgunden überbracht hatte.

Albert hörte ein Hin- und Herlaufen im Hause und ärgerte sich über den dummen Zufall, der ihn hier so seltsam eingesperrt halten mußte. Er öffnete ein Fenster und schaute in die laue, ruhige Nacht hinaus.

Da berührte Adelgundens Hand seine Schulter wieder. Sie war leise eingetreten, bedauerte, ihn wider Willen hier eingesperrt zu haben und erzählte, wie man das ganze Haus

auf's sorgfältigste durchsucht habe, ohne die Ursache jenes räthselhaften Getöses entdecken zu können.

„Aber der Vorfall hat mich unangenehm aufgeregt. — Morgen seh' ich Sie doch? — Gute Nacht!"

Albert entfernte sich, ohne von der übrigen Gesellschaft Jemand zu sehen, wie er's oft zu thun pflegte, um heimzukehren. In der Nähe des Schlosses befand sich ein umfangreicher Teich, dicht von Büschen und Bäumen umgeben. Hier hatte er oft die Kinder aus dem nahen Dorfe baden sehen und ihn selber wandelte jetzt, während er am Ufer hinging, die Lust an, sich in der einladenden Fluth abzukühlen.

Er überlegte nicht lange, entkleidete sich und tauchte in die klaren Wellen, die ihn, da die Nacht schwül war, eine willkommene Erquickung bereiteten. Er ahnte heute nicht, was für ein Abenteuer er an einem der nächsten Tage bei ähnlicher Gelegenheit bestehen sollte.

## 4.

Am folgenden Abend fand **Albert** zu seinem Vergnügen die Schloßbewohner endlich einmal allein, Niemand von den Fremden, die ihm Alle mehr oder minder lästig waren, war diesmal anwesend. War die Gesellschaft durch den Schrecken, den ihr gestern der unerklärliche Donnerschlag verursacht, verscheucht worden?

Man schien die Sache nicht gern berühren zu wollen; die noch am heutigen Tage angestellten Untersuchungen hatten ebenfalls nichts erklärt und man konnte nur vermuthen, daß vielleicht Jemand von den Dienstleuten sich einen unzeitigen Scherz erlaubt habe.

„Vergessen wir den Vorfall, sagte **Adelgunde**, „und überlassen wir's der Zeit, uns Auskunft darüber zu geben. Ich war eben im Begriff, etwas in Vorschlag zu bringen, was sich sehr wohl für uns passen wird und sicher viel ergötzliche Unterhaltung geben muß. Wir haben gestern an uns selber die Erfahrung gemacht, daß wir besser zu improvisiren, als auswendig

zu lernen wissen, und darauf baut sich mein Plan. Wir wollen ein Theaterstück improvisiren — das heißt nämlich, wir legen ein bestimmtes Stück zum Grunde, vertheilen die Rollen unter uns, ohne sie jedoch zu memoriren; der Plan, der Gegenstand des Stückes, den Jeder natürlich genau kennen muß, bleibt derselbe, nur in Bezug auf die Einzelnen können Veränderungen vorgehen. Ich habe bereits an Shakspeares „Was ihr wollt" gedacht, welches sich trefflich hierzu eignen würde. Den ersten Akt könnten wir dann allenfalls so aufführen, wie er vorliegt — dann aber muß die Improvisation beginnen und Jeder darf von dem, was der Dichter gab, beliebig abweichen und auf eigne Hand intriguiren, so gut er's vermag. Es wird auf eines Jeden List und Geschick ankommen, wer am Ende der Lachende oder Belachte, der Besiegte oder Triumphirende sein wird — vielleicht wird dann am Ende das ganze Stück umgekehrt, aber das wird um so ergötzlicher für uns sein."

„Ein recht hübscher Einfall," sagte Albert, „nur fürcht' ich, daß er sich nicht leicht zur Ausführung bringen lassen wird. Es gehören

zu viele Vorbereitungen dazu, an denen nicht Jeder von uns gern Theil nehmen dürfte. Mir selber scheint die Beplanung eines solchen Scherzes weit angenehmer, als die endliche Ausführung, die selten das bringt, was man sich zuvor versprach."

„Es bedarf keiner bedeutenden Vorbereitungen," entgegnete Adelgunde; „Alle unter unsern Freunden, denen ich im Stillen schon Rollen zugedacht habe, kennen das Stück vollkommen und wir können es allenfalls noch einmal mit einander lesen. Auch wollen wir keine Bühne u. s. w. bauen; wir spielen in unserm großen Saale und die Zuschauer, die recht zahlreich sein sollen, werden um uns herum sitzen. Für Kostüme wird leicht gesorgt sein, denn wir nehmen es damit nicht zu genau und überlassen es der Laune und dem Geschmack eines Jeden; weitere Vorbereitungen sind nicht erforderlich, wenigstens will ich die Sorge dafür allein übernehmen. Ich werde die passenden Leute wählen, vertheile schon in den nächsten Tagen die Rollen und wenn Malvolio am Ende doch in's Fäustchen lacht, so mögen die Andern sich die Schuld

beimessen. Auch für einen guten Narren will ich Sorge tragen, und das ist nichts Kleines."

Albert hatte erwartet, daß die Andern dem Plane überhaupt entgegen sein würden; aber sie fanden ihn ganz trefflich. Es waren gar nicht mehr dieselben Leute, die sich ihm beim ersten Besuche gezeigt hatten und er würde sich sehr darüber gewundert haben, wenn er nur Zeit und Lust dazu gehabt hätte. Ihn kümmerte das Betragen der Andern wenig, Alles war ihm gleichgültig, was nicht unmittelbar sie betraf.

„Und warum wählten Sie gestern Nacht noch den einsamen Weg am Teiche?" fragte sie ihn leise.

„Ich mochte nicht mehr mit den übrigen Heimkehrenden zusammentreffen," antwortete er, „und weil die Nacht schwül war, so kam mir der Teich sehr zu statten, denn ich kühlte mich darin ab."

„Wie, Sie haben sich dort gebadet? Wissen Sie nicht, wie gefährlich das zu solcher Stunde ist?"

„Gefährlich?"

„Ja, weil Sie in die Gewalt der berüchtigten Nixe kommen konnten — oder haben Sie vielleicht noch nichts von der gehört? Sie sind nachdenkend, Albert — wäre Ihnen die Nixe vielleicht wirklich erschienen.“

„Ich war nicht so glücklich und habe in der That noch nichts von der Dame gehört, sonst hätt' ich auch zu so unpassender Stunde nicht ihr Gebiet freventlich besucht.“

„Das konnt' Ihnen auch übel bekommen — sie ist schön, aber grausam und hat schon Manchen in ihre Fluth gelockt, um ihn nie wieder zu entlassen. Hüten Sie sich!“

„Weiß man nichts Näheres von diesem unsichtbaren Fräulein?“

„O ja. Nur ist es nicht immer unsichtbar und zeigt sich am liebsten in schönen Sommernächten. Fräulein Emma hat mir zuerst die Geschichte dieses räthselhaften Wesens mitgetheilt, und wird sie Ihnen eben so gern erzählen, wenn Ihnen daran liegt.“

„Ich überlasse das Ihnen, Adelgunde,“ sagte Emma, an welche die letzten Worte zum Theil gerichtet waren. „Sie verstehen weit besser

zu erzählen — doch kann ich die völlige Wahrheit der Erzählung im Voraus vollkommen bestätigen. Wir haben noch einen alten Holzschnitt, welcher die Nymphe darstellt, so wie das Schloß in der Gestalt, die es zu jener Zeit hatte, wo die Sage beginnt."

Der Holzschnitt wurde herbeigeholt — ein altes, vergelbtes Blatt, in eben so alterthümlichen Rahmen gefaßt. Man sah im Vordergrunde die schöne Nixe, die mit halbem Leibe aus der geheimnißvollen Fluth emportauchte; um sie her wogten seltsame, große Wasserblumen und phantastisch verschlungene Schilfhalme, die das Schloß, welches im Hintergrunde ragte, fast völlig verdeckten. Von diesen Thürmen und Zinnen war jetzt nichts mehr vorhanden; nur der kleine See war noch aus alter Zeit übrig und seine schöne Bewohnerin, wie die Sage behauptete.

„Sie übt schon ihren Zauber auf Sie," sagte Adelgunde zu Albert, welcher schweigend den Holzschnitt betrachtete. „Sie sind ja ganz vertieft in das wunderliche Bild und scheinen alles Andere zu vergessen."

„Ach, ich hatte nur meine Betrachtung über

den alten Meister, der vor einigen Jahrhunderten dieses Bild schuf," entgegnete Albert. „Es ist trefflich gearbeitet — aber wer denkt noch an die Mühe und Sorge, die der Mann einst haben mochte? Die Hand, welche diese Linien mühsam zu Stande brachte, ist lang' erstarrt. —"

„Das ist ja natürlich! warum sich darüber Gedanken machen?"

„Sie haben Recht. Erzählen Sie denn die Geschichte der wunderbaren Seebewohnerin."

„Diese war ursprünglich ein Wesen gleich uns und nur ihr Unglück wollte, daß sie zur Nixe werden mußte. Das Schloß, nämlich das alte, wie Sie es abgebildet sehen, bewohnte vor mehr als tausend Jahren ein Herr, oder, wie ihn die Sage nennt, ein König, dem alles Land gehörte, welches man vom höchsten Thurme des Schlosses übersehen konnte. Aber er war ein harter, menschenfeindlicher Herr, den seine Unterthanen nur fürchten konnten, und zwar um so mehr, weil es Jedermann bekannt war, daß er in geheimnißvollen, zauberischen Künsten wohlbewandert und geübt war. Wer einmal unglücklich genug war, sich sein Mißfallen oder seinen

Haß zuzuziehen, der konnte sich im Voraus sicher als ein Opfer seiner Rache betrachten. Er stammte nicht aus diesem Lande, sondern war aus der Ferne hierher gekommen und hatte dem frühern Herrn die Herrschaft abgekauft. Hätten nun die Unterthanen auch im Uebrigen nicht schon Ursache gehabt, den neuen Herrn zu scheuen und zu fürchten, so machten sie mit der Zeit eine Erfahrung, die schon allein genügend sein konnte, um sie mit Grauen zu erfüllen. Als er in's Land kam, war er bereits ein hochbejahrter Mann, eisgraue Locken umgaben sein Haupt und ein eben so verblichener Bart wogte bis auf den Gürtel herab; man konnte ihn mindestens ein Alter von neunzig Jahren beimessen. Aber die Kinder, die ihn in dieser Gestalt hatten die Herrschaft übernehmen sehen, erwuchsen und wurden selber zu alterschwachen Greisen, während er noch immer mit der alten Kraft unter ihnen wandelte und herrschte; die Kinder und Kindeskinder jener Leute, die ihm zuerst gehuldigt hatten, wurden wieder alt und starben, ein Geschlecht nach dem andern wuchs heran und verstarb, aber immer waltete wie im Anfang der

harte, düstere Herr, ganz mit demselben Ansehen, welches er zu Anfang gezeigt hatte. War er ein Wesen von dieser Welt und ein Mensch wie die andern? und welches Mittel besaß er dann, sich Jahrhunderte lang zu erhalten, während um ihn her Geschlechter aufwuchsen, blühten und starben? Ein zweiter, bedenklicher Umstand erfüllte die Leute ebenfalls mit Furcht und Entsetzen. Man hatte nämlich längst bemerkt, daß die Dienstleute des Herren und überhaupt Alle, die um seine Person waren, so gesund und kräftig sie auch immer auf's Schloß kamen, doch in seiner Nähe bald verblühten, schwach und bleich wurden und endlich starben. Niemand hatte am Ende mehr Lust, ihm zu dienen und nur der ungewöhnlich hohe Gehalt (denn freigebig war er in Allem, was seinen eigenen Nutzen betraf,) vermochte noch den und jenen, sich in seinem Dienste zu opfern. Lange Zeit verging, ehe man den Grund jener schlimmen Erscheinung erfuhr, denn die Furcht versiegelte den Mund jedes Betheiligten; bis endlich Einer, der noch bei Zeiten dem Schicksale, welches seine Genossen traf, durch die Flucht entging, es wagte, das Räthsel zu lösen.

Die Eröffnungen, die dieser Mann machte, gingen dann schnell von Mund zu Munde, bis Alle damit vertraut waren. Die Sache verhielt sich aber wie folgt."

„Es existirt ein Geheimniß, jetzt vielleicht Niemand mehr bewußt, in dessen Besitz aber noch im vorigen Jahrhundert mancher Chemiker war, und welches darin besteht, daß man aus dem Blute eines Menschen eine Leuchte bereitet und anzündet, welche dann so lange fortbrennt, als der Mensch, aus dessen Blute sie besteht, lebt; und stets harmonirt sie mit dem Gemüthszustande desselben, flackert bald wild und unruhig, brennt bald still und sanft, je nachdem es im Innern des Betreffenden sanft oder stürmisch aussehen mag; mit seinem letzten Athemzuge aber erlischt auch dies Licht sofort, gleichviel ob es sich in seiner Nähe oder tausend Meilen fern von ihm befindet. Eine solche Leuchte, von den Gelehrten biolychnium, Lebensleuchte, auch Blutlampe genannt, verstand nun der erwähnte Herr dieses Schlosses zu bereiten und hatte, wer weiß vor wie viel Jahren, eine dergleichen aus seinem eignen Blute zu Stande gebracht. Man sagt,

die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, die allem Finstern, Geheimnißvollen und Schrecklichen günstig ist, müsse zu dem Werke gewählt werden, wenn es gelingen solle. Daß diese Leuchte stets wild, unruhig und düster brannte, bedarf keiner Erwähnung, und jeder andere Mensch würde im gleichen Falle ihr Erlöschen am Ende gern gesehen und gewünscht haben; nicht so dieser Ritter, der nur mit Unmuth an das Ende seiner Laufbahn dachte. Er hatt' es indeß in seiner Kunst auch weiter, als alle anderen Geweihten gebracht und hatte ein Mittel erfunden, sein Leben fort und fort, ganz dem gemeinen Laufe der Natur entgegen, zu fristen. Wie er die Erfindung gemacht und wie das Verfahren dabei, ist nie bekannt geworden, doch genügt uns auch die einfache Thatsache. Er bereitete nämlich jedes Mal, wenn er merkte, daß sich sein Licht dem Ende zuneigen wolle, aus dem Blute eines andern Menschen eine gleiche Ampel, und indem er von dieser allmählig allen Brennstoff nahm und zu der seinigen fügte, fristete er auf unbestimmte Zeit sein Leben, während Jener hinwelkte und sterben mußte. Anfangs konnte

er so mit dem Leben eines Menschen das seinige ziemlich lange hinhalten; doch machte er bald die Erfahrung, daß im Laufe der Zeit das Mittel an ihm an Kraft verlor und immer öfter erneuert werden mußte. Durch Drohungen, Versprechungen oder Gewalt opferte er auf diese Weise seine Umgebungen allmählig hin, bis er mehr und mehr in Verlegenheit gerieth, wie er, bei zunehmendem Mißtrauen des Volkes, neue Opfer gewinnen werde."

„Diese Verlegenheit stieg auf's Höchste, als nun endlich das Geheimniß allgemein ruchbar geworden war. All seine Dienstleute waren bereits seiner unersättlichen Lebensgier erlegen und vergebens mühte er sich, neue anzulocken. Als die Unterthanen, die seiner Zauberkunst nichts entgegenzusetzen wußten, mit Grauen bemerkten, daß er nun zur offenbaren Gewalt seine Zuflucht nehmen werde, rafften sie ihre bewegliche Habe zusammen, flohen trauernd die Heimathstätten ihrer Väter und verließen das Gebiet des Tyrannen — denn nur so konnten sie seiner Wuth entrinnen. Meilenweit in der Runde war keine lebende Seele mehr sichtbar, denn selbst das Wild

im Walde und die Vögel des Himmels mieden instinktmäßig den Wohnsitz des Schreckens. Der finstere, einsame König, so nannte man ihn, lebte allein mit seinem Egoismus auf seiner öden Burg. In weiter Ferne zeigte man dem harmlosen Wanderer die Zinnen des Schlosses und theilte ihm die Mähr mit, und der Gewarnte schlug gern einen weiten Umweg ein, um das Gebiet des Wütherichs nicht zu betreten."

„Gleichwohl haus'te er noch nicht ganz allein auf seiner Burg. Es war ihm bei der allgemeinen Flucht des Volkes gelungen, einen Jüngling zurückzuhalten, den er nun in einem der Verließe gefangen hielt, um ihn, sobald seine Lebensleuchte dem Erlöschen nahe kommen würde, zu seinem Zwecke zu benutzen. Mit diesem Jünglinge zugleich theilte freiwillig die Gefangenschaft ein Mädchen von wunderbarer Schönheit — die Geliebte des Gefangenen, die es nicht über sich vermocht hatte, den Ort zu fliehen, wo sie den Theuren gewaltsam zurückgehalten wußte. Waren auch ihre täglichen Bitten und Thränen vor dem Könige fruchtlos, so war es ihr doch schon ein Trost, wenigstens

in der Nähe des Geliebten weilen und sich an jedem Morgen und Abend überzeugen zu können, daß er noch am Leben sei.“

„Aber Wochen und Monden entflohen und es dünkte dem einsamen König endlich an der Zeit, seiner Leuchte frische Nahrung zu geben. Beide Opfer waren bereits mit gefesselten Händen in das schauderhafte Gemach geführt, wo er seine Experimente vorzunehmen gewohnt war. Er schwankte, ob er zuerst *sie* oder *ihn* opfern solle, bis er sich entschloß, das Blut des Jünglings zuerst zu vergießen. Als das Mädchen die schrecklichen Anstalten treffen sah, lieh ihr das Entsetzen wunderbare Kraft, daß sie ihre Fesseln wie Spinnweben zerriß und sich verzweifelnd zwischen den Mörder und das Opfer stürzte. Der König hielt inne — er wollte vor allen Dingen sie wieder fesseln, um seiner Beute gewiß zu sein. Aber der Jüngling, der hinter manches Geheimniß des Königs bereits gekommen war, rief ihr zu: flieh nach dem See und stürze Dich hinein; die Götter werden Dir Kraft geben, das jenseitige Ufer zu erreichen — die Macht dieses Tyrannen beherrscht blos das

Land und über das Wasser hat er keine Gewalt."

„Die Verzweifelnde folgte halb bewußtlos dem Geheiß, entfloh glücklich den Händen des Verfolgenden und eilte dem nahen See zu, in welchen sie sich in dem Augenblick stürzte, als er im Begriff war, sie bei dem wehenden Gewande zurückzuhalten."

„Er hatte seine Macht über sie verloren und eilte wuthschäumend in's Schloß zurück, um sich seines letzten Opfers zu versichern. Sie kennen die Treppe, Albert, welche vom Corridor nach der Seeseite herabführt. Der Sage zufolge ist dieser Theil des Schlosses noch aus jener Zeit übrig und vorzüglich diese Treppe soll ein ächter Ueberrest sein. Sie wird jetzt nur äußerst selten betreten und die Thür, die sie nach dem Corridor zu schließt, wird fast immer verschlossen gehalten."

Albert war dieser Ausgang sehr wohl bekannt; es war der nämliche, den ihm Adelgunde nach seinem ersten Besuche öffnete, als er die übrige Gesellschaft vermeiden wollte. Er hatte seitdem die Treppe öfter benutzt und führte

stets die Schlüssel zu den beiden Thüren, welche sie oben und unten schlossen, bei sich.

„Als er“ (so erzählte Adelgunde weiter) „diese Treppe erreichte, stürzte ihm auf der Mitte derselben der Jüngling entgegen, dem es unterdessen gleichfalls gelungen war, seine Ketten zu zerreißen. Ein verzweifelter Kampf entstand hier zwischen Beiden, in welchem der Jüngling endlich der übernatürlichen Kraft des Zauberkönigs erliegen mußte. Todt sank er auf die steinernen Stufen hin. Mit seinem Leben entfloh aber auch die letzte Hoffnung seines Mörders, der ihn nun nicht mehr nützen konnte. Dieser ließ den Leichnam auf der Treppe liegen, verschloß beide Eingänge derselben und stieg dann hinauf nach dem höchsten Thurme, in welchem sich sein geheimnißvolles Gemach befand. Mit Grauen sah er, wie matt und trübe seine Leuchte brannte. Es war ihm keine Frist mehr gegeben, auf neue Opfer zu sinnen, er erkannte nur zu deutlich, daß sein Leben nach Stunden gezählt sei. Düster brütend setzte er sich auf den Söller, der das Land überschaute; die Sonne neigte sich dem Rande des Himmels zu und malte die

öden Wälder und das mit Unkraut überwucherte Land roth, so weit das Auge reichte. Im Süden zog ein Ungewitter herauf; einige Schwalben umkreis'ten, zum Erstenmal seit vielen Monden, die Zinnen, vielleicht weil sie ahnten, daß sie hier bald wieder eine Freistätte finden könnten. Das Gewitter zog herauf und die Sonne sank über dem verödeten Lande hinunter, welches schnell von Nacht umhüllt wurde. Ein Blitzstrahl zuckte aus den tiefhangenden Wolken, ein gellender Donnerschlag krachte und hallte an Schloß und Bergen wieder. Die Leuchte zuckte noch einmal matt und erlosch, und mit ihrem Erlöschen war das Leben ihres Besitzers entflohen. So endete der selbstsüchtige, einsame König."

„Aber wer vermochte seine letzten Lebensscenen zu schildern, da der Einsame ohne Zeugen starb?" fragte Albert.

„Ach, Sie verstehen es, durch Ihre Fragen die Poesie der Sage zu verderben!" erwiederte Adelgunde. „Die Schwalben trugen vielleicht die Mähr von hinnen und zwitscherten sie unter den Fenstern der Ausgewanderten. Kommt

zurück, sagten sie, der böse, einsame König ist todt, ein milder Gewitterregen hat das öde Land segnend begossen und ihr sollt es wieder bebauen und fröhlich darauf sein. — Oder noch wahrscheinlicher ist, daß das Fräulein im See einem neugierigen, verwegenen Besucher um Mitternacht die ganze Geschichte entdeckte. Was können Sie dagegen einwenden? Aber eben das Seefräulein ist es, von dem ich sprechen wollte, als Sie mich unterbrachen. Denn ihretwegen erzählte ich ja nur die ganze Begebenheit."

„Jenes Mädchen stürzte in den See und würde das jenseitige Ufer vielleicht in der That glücklich erreicht haben, wenn die Nixen nicht gewesen wären. Staunend erblickten sie die Schöne in ihrem Bereich und beschlossen sofort, sie dort zurückzuhalten. Sie erwählten sie einmüthig zu ihrer Königin und räumten ihr den krystallenen Palast in der Tiefe ein, den sie nur zu Nachtzeit verläßt, um sich oben vom Mondlicht bescheinen zu lassen. Dann wiegt sie ihre schlanke Gestalt auf der spiegelglatten Silberfläche und ihr langes Rabenhaar, welches sie auch als Königin behalten hat, schmücken ihr

die Dienerinnen mit weißen Wasserblumen; oder sie schwimmt einsam im Schatten, den die Hangeweiden über das Wasser werfen und singt in wunderbaren, wehmüthigen Melodieen, die den späten Wanderer heranlocken, bis er von unendlicher Sehnsucht ergriffen, hinunterstürzt in die Fluth. Das ist die Geschichte des Wesens, vor welchem ich Sie warnen wollte, und es steht Ihnen übrigens nun frei, Ihre Bemerkungen darüber zu machen; nur an der Wahrheit dürfen Sie nicht zu zweifeln wagen, denn für diese hat sich Fräulein Emma schon verbürgt."

„Wie sollt' ich auch am Vorhandensein jener Wesen, die zugleich lieblich und verderblich für die Sterblichen, zweifeln wollen! Nicht leicht wird es ein Volk geben, welches nicht davon zu erzählen wüßte. Keine Sage ist verbreiteter und es ist in der That eine der reizendsten von allen, die es nur giebt, die Sage von den Meerfrauen oder wie man sie nennen mag. Keine hat so viele Erzähler und Dichter gefunden, keine ist so mannichfach bearbeitet und ausgeschmückt worden; — wer mit dem rechten Gemüth und in der rechten Stimmung im sommer-

lichen Grün am Bache sitzt, der wird gewiß auch das „feuchte Weib" emporrauschen sehen, dem er sich in die Arme stürzen muß, wenn ihn die Sonnengluth und unstillbare Sehnsucht nicht verzehren soll."

„Hüten Sie sich vor'm See!" sagte Adelgunde, die wie die andern beiden Damen jetzt Abschied nahm, um auszufahren und in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen.

Albert blieb mit dem Herrn von Eichen allein zurück. Dieser bei oberflächlicher Bekanntschaft kalte und theilnahmlos erscheinende Mann besaß gleichwohl in hohem Grade die Gabe, sich in die Laune oder in die Stimmung eines Jeden zu schicken, sobald er dies für gut fand. Er war mit dem Sentimentalen sentimental, mit dem Lustigen lustig. Er nahm an all den Dingen Interesse, die den Andern interessirten, sobald er es wollte. Freilich verstand er's dabei auch trefflich, durch anfänglich scheinbares Eingehen in das, was dem Andern am Herzen lag, diesen allmählig dahin zu führen, wohin er ihn haben wollte — doch diesmal hatte er keine solche Absicht; er bemühte sich nur, Albert so

angenehm als möglich zu unterhalten, denn der letztere war, nachdem die Damen fortgegangen, einsilbig geworden.

Die Sonne war untergegangen, die beiden Männer aber saßen einander gegenüber und der Wirth schenkte dem Gaste fleißig aus einer Flasche ein, die das Beste enthielt, was der Schloßkeller nur bieten konnte.

„Sie sind ganz in Ihre Schwärmerstimmung gerathen," sagte Herr von Eichen, „und so schön diese sein mag, so weiß ich doch, daß sie Ihnen keineswegs dienlich ist. Da Sie zu sonst nichts aufgelegt sind, so kenne ich nur noch ein Mittel, welches Sie munter machen und mir zugleich Ihre Gesellschaft erhalten wird — wir müssen unsern Spielmann kommen lassen."

Der „Spielmann," wie man ihn nannte, war der Schulmeister im Dorfe, ein junger Mann, der bei den meisten für etwas einfältig galt. Vielleicht war der Arme nur durch herbe Lebenserfahrungen dahin gekommen, daß er der leichtsinnigen Umgebung als ein belachenswerther Sonderling erscheinen mußte und nur Wenige wußten seinen Werth zu schätzen. Er spielte

fertig Klavier, wußte alle möglichen alten und neuen Tänze und Melodieen auswendig und es gab schwerlich ein Lied, welches ihm nicht bekannt gewesen wäre. Oft wurde er deswegen auf's Schloß geholt, um die Gesellschaft zu ergötzen. Anfangs war er dann gewöhnlich ruhig, spielte und sang, was man verlangte und wartete schweigend, wenn ein Stück beendigt war, bis man ein anderes forderte. Jedesmal aber machte ihn der Wein dann lebendiger. Zwar blieb er stets fest auf seinem Stuhle beim Instrument, aber mit jedem Glase, was er leerte (und man ließ ihn nie dürsten), ward sein Spiel lebendiger, seine Stimme, wenn er sang, begeisterter. Halb oder ganz trunken ward er dann, sobald man seiner müde, entlassen, und wartete in seiner bescheidenen Behausung seines Amtes, bis ihn ein neuer Ruf auf's Schloß bestellte, wo er sich immer höchst bereitwillig einfand.

Albert hatte mit einigen andern jungen Männern, die Rudolfseck öfters besuchten, bisweilen auch ganz allein, auf diese Weise den Spielmann benutzt, der ihm eine höchst willkommene Erscheinung war, wiewohl er die ver-

ächtliche Behandlung mißbilligte, die Jener von den Uebrigen erfuhr.

Es war ihm ganz recht, daß der Spielmann jetzt kommen sollte. Das Gemach ward mäßig erleuchtet, die erforderliche Anzahl Flaschen ward herbeigeschafft und während man diesen ihr Recht anthat, spielte der bereitwillige Musikus alle Lieblingsweisen, die man von ihm verlangte. Lieder waren es vor Allem, die Albert liebte und es setzte ihn in Erstaunen, daß der Spielmann wirklich Alles aufzutischen wußte, was man verlangte. Mochte Albert gestimmt sein, wie er wollte — Wein im Vereine mit solcher Musik äußerte eine unwiderstehliche Wirkung auf sein Gemüth.

Herr von Eichen wußte das wohl und er hatte hier die beste Gelegenheit, den Gast von Grund aus zu studiren.

Erst erklangen heitere, aufregende Weisen, denen bald wildbegeisternde folgten. Allmählig wurden dann andere Töne angeschlagen — der Spielmann sang von Liebe und Liebessehnen, immer weicher und sehnsüchtiger athmeten seine Lieder — immer eifriger sog Albert die süßen

Töne und bemerkte es nicht, wie Herr von Eichen längst eingeschlafen war.

„Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,
Daß ich so traurig bin —
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“ —

So klang es fort und fort — der weinglühende Spielmann ward nicht müde und da endlich keine bestimmten Weisen mehr gefordert wurden, begann er zu phantasiren, daß vor seinen Tönen die Wände und Geräthschaften des Zimmers Leben und Bewegung gewannen — Alles schwamm durcheinander — es war endlich die Fülle des Gefühls nicht zu ertragen. Albert stand auf, ließ den Spielmann vor dem schlafenden Eichen allein phantasiren und eilte im höchsten Grade aufgeregt hinunter in's Freie.

Durch die laue, lautlose Nacht hallten von oben nur die Zauberklänge leise, wie aus ferner Weite nach und dazwischen tönte vom Dorfe die Thurmuhr die elfte oder zwölfte Stunde.

Er war an den Teich gekommen, der still im Mondglanz vor ihm schimmerte. Er mußte die innere Gluth kühlen und entkleidete sich halb unwillkürlich.

Das Wasser, noch lau von der Hitze des Tages, konnte indeß seine sehnsüchtig begeisterte Stimmung nicht bannen. Er schwamm über die Fläche hin zum entgegengesetzten Ufer und von da langsam am Strande zurück unter den Schatten der Hängeweiden. Noch tönten die süßen Phantasieen des Spielmanns — doch nein, das waren nicht seine Melodieen. Ein leiser, schmelzender Gesang, oft abgebrochen und dann um so seelenvoller weitertönend.

Der Schwimmer hielt inne und lauschte. Sanft rauschte es drüben im Mondschimmer durch die Wellen, das räthselhafte Wesen mit dem schneeweißen Leibe und den Rabenlocken. Jetzt erhob es sich höher über die Fläche, und hauchte noch sanfte, schwermuthvolle Laute — dann barg es die reizende Gestalt wieder in der Fluth und schwamm weiter auf dem mondbeglänzten Pfade.

Albert schaute wie im Wahnsinn zu. Seine erhitzte Phantasie glaubte an das, was er sah, das Mährchen war ihm kein Mährchen mehr. Es zog ihn nach jener Stelle des Teiches und er ruderte mit allem Eifer — schon war er

nahe, schon erblickte er das Wunderbare dicht vor sich — da sank es mit einem leise hinsterbenden Laut hinunter. Die Fluth war still und ohne Regung, nichts mehr zu sehen und zu hören. Albert fühlte, wie seine Kraft schwand und nur mit höchster Anstrengung vermochte er das Ufer noch zu erreichen.

Eilig warf er sich hier in die Kleider, während er das Auge nicht von der Stelle, wo die Nixe versank und vom nächsten Ufer wandte. Aber er war völlig allein. Das blendend helle Mondlicht beleuchtete jeden Pfad, jede Stelle, aber er sah nichts. Alles war still, auch die Musik des Spielmanns war verstummt.

Dieser aber taumelte ihm entgegen, während er noch am Ufer unter den Weiden nach einer Spur von dem Erblickten suchte.

„Das war ein seliger Abend," sagte der trunkene Spielmann. „Aber das Herz thut mir weh davon und es brennt mir entsetzlich in der Brust. Ich will mich im Teiche abkühlen — ach, mein Kopf möchte zerspringen."

Das Betragen des Spielmanns brachte Albert zur Besinnung. Er sah ein, daß der

arme Mensch ein Unglück nehmen könnte, wenn er sich überlassen blieb und daher faßte er ihn unterm Arm und geleitete ihn nach seiner Behausung.

## 5.

Die Tage vergingen in Lust und Freude, die Bewohner des Schlosses betrugen sich gegen den Gast höchst liebenswürdig und da sich nichts wieder zeigte, was ihn sonst gegen dieselben hätte einnehmen können, so vergaß er, der sich ganz seiner Neigung zu Adelgunden hingab, das Frühere leicht. Sie übte in der That von Tage zu Tage einen immer stärkern Zauber über ihn aus und hätte die mancherlei weiblichen Kunstgriffe, um ihn zu fesseln, nicht einmal nöthig gehabt. Gleichwohl bewahrte sie bisher noch immer eine gewisse Zurückhaltung — sie war zu klug, um sein treues Ausharren voreilig zu belohnen; zu klug, um nicht einzusehen, daß die Freunde sie weniger als Theilnehmerin eines Planes, denn als Werkzeug betrachteten. Zu einem willenlosen Werkzeuge taugte

sie jedoch nicht und nährte im Stillen ihre eigenen Pläne.

Unter mancherlei Besprechungen und Vorbereitungen war der Tag herangekommen, wo man nach Adelgundens Angabe jenes Stück aufführen wollte. Die verschiedenen Rollen waren vertheilt und so weit es für diesen Fall nöthig, einstudirt worden. Adelgunde hatte Oliviens Partie übernommen, Albert sollte den Herzog darstellen und Viola's Rolle war jenem jungen Mädchen übertragen, welches Albert zuerst in seiner Wohnung und später in einem von Adelgundens Zimmern schlafend gesehen hatte. Herr von Eichen selbst hatte sich gern dazu verstanden, den Narren zu spielen und für die übrigen Personen war gleichfalls so gut, als man es nur wünschen konnte, gesorgt worden.

Anfangs hatte es Albert fast leid um das Stück gethan, welches hier auf eine grobe Weise gemißhandelt werden sollte. Als es nun aber wirklich zur Aufführung kam, söhnte er sich mit der Sache bald aus, denn Adelgunde hatte alle Anordnungen getroffen, um eine wirklich köstliche Unterhaltung zu bereiten.

Der ziemlich geräumige Gesellschaftssaal war der Schauplatz und hinsichtlich der Scenerie waren nur wenige, höchst einfache Zurüstungen geschehen. Die zahlreichen Zuschauer, denen man nicht zumuthete in steifen Reihen den ganzen Hergang zu betrachten, saßen zwanglos geordnet an den Seiten des Saales und die Handlung ging in ihrer Mitte vor sich. Nur die Aus- und Eingänge waren für die Darstellenden frei gelassen. Obwohl Abschweifungen vom Texte frei standen und sogar erwartet wurden, so hatte man im Ganzen doch die Aufeinanderfolge der Scenen, bis auf einige Ausnahmen, fest beibehalten.

Die Zwischenakte sollten nicht zu kurz sein, um der Gesellschaft, besonders den Zuschauern, Gelegenheit zu freierer Bewegung und besonderer Unterhaltung zu geben. Ueberhaupt sollte Alles so zwanglos wie möglich hergehen. Indeß wurde der zuschauende Theil doch etwas in seinen Erwartungen getäuscht, da ein Akt nach dem andern fast ohne alle Veränderung vorüberging, denn die meisten Betheiligten, die sich nicht Gewandtheit genug zutrauten, hatten es

vorgezogen, ihre Rollen möglichst genau zu memoriren. Selbst Adelgunde hielt in den ersten Akten streng an der ihrigen und nur Herr von Eichen, der Narr, so wie die Herren, welche den Tobias und Andreas darstellten, erlaubten sich einige ergötzliche Abschweifungen, die indeß auf das Ganze keinen Bezug hatten.

Der Spielmann, der nolens volens den Malvolio hatte übernehmen müssen, schien gleichfalls nicht zur Improvisation geneigt. Er hatte Wort für Wort auswendig gelernt und jedes Mal schien ihm eine Last vom Herzen, wenn er abtreten konnte. Die Meisten schrieben dies seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit zu und suchten ihn hinter der Scene durch das gewöhnliche Mittel, durch ein Glas starken Weines, aufzumuntern. Er wies Alles mit einer seltsamen Schroffheit zurück. Diejenigen, die ihn näher kannten, vermutheten, daß ihm etwas ganz besonderes widerfahren sein und daß seinem Betragen zugleich eine Absicht zum Grunde liegen müsse.

In den Kostümen hatte man so wenig Umstände wie möglich gemacht und einige phan-

tastische Kleinigkeiten abgerechnet, erschien ein Jeder in seiner gewöhnlichen Kleidung. Nur Viola natürlich völlig verkleidet. Sie machte ihrer Rolle in der That alle Ehre und die Knabenkleider standen ihr trefflich. Ihr geistreiches, edelgebildetes Gesicht hatte nur fast zu viel Charaktervolles für ein Weib.

Am zufriedensten war Adelgunde, Olivia, mit dem Ganzen; zwar blieb, ihrem frühern Plane zuwider, Scene für Scene ziemlich Alles in der alten Ordnung, doch hatte sie sich für den letzten Akt einen improvisirten Scherz ersonnen, der dem Schluß eine ganz unerwartete Wendung geben sollte. Sie hatte Niemand etwas davon gesagt und versprach sich viel von ihrer Ueberraschung. Hätte sie den tragischen Ausgang, den das Lustspiel nehmen sollte, voraussehen können, so würde sie an ganz andere Dinge, als an diesen Scherz gedacht haben, würde auch in den Zwischenakten ihre Nachgiebigkeit gegen den glühenden, stürmischen Albert auf eine spätere Zeit verschoben haben. Sie gewann nämlich im Verlaufe des Stückes das Bewußtsein, daß sie jetzt eine unumschränkte Macht

über den gefesselten Freund behaupte, sie überzeugte sich, daß er ihren Plänen nicht mehr entgehen werde, und gab sich daher gern als Besiegte, wo sie im Stillen doch als Siegerin triumphirte. Sie glaubte fest, daß er der Nixe verfallen sei — aber dieser Glaube war zu voreilig entstanden.

Beide ruhten nach dem vierten Akte in dem nämlichen Zimmer, wo sie nach dem Pfänderspiele verweilt hatten. Albert zugleich als Sieger und Sklav, sie äußerlich liebeglühend und völlig hingegeben, im Innern aber kalt und triumphirend. Er würde hier den Wechsel von Tag und Nacht nicht mehr bemerkt haben, geschweige die Flucht der Minuten. Sie mußte ihn endlich erinnern, daß es Zeit sei, den Dreikönigsabend weiter zu spielen; der Zwischenakt war ohnehin über Gebühr gedehnt worden und der Herzog ward jedenfalls erwartet. „Ich folge gleich nach," sagte sie, indem sie ihn halb gewaltsam aus dem Zimmer drängte; „spiele Deine Rolle nur ruhig zu Ende, mein Theurer; meine Improvisation ist nur auf den Schluß berechnet."

Albert, der Herzog, trat auf. Der Akt war bereits begonnen und der Narr, Herr von Eichen, hatte seit mehreren Minuten alle seine Erfindungsgabe mit ziemlichem Glücke benutzt, um die Pause, die sonst durch des Herzogs langes Außenbleiben entstanden wäre, zu ergänzen. Nun ging Alles ohne Störung weiter, bis zu der Stelle, wo der Narr mit Malvolio's Briefe wieder auftritt.

„Mach' ihn auf und lies" — sagte Olivia.

„Nun, erbaut Euch recht, wenn der Narr den Tollen vorträgt" — sagte, seiner Rolle gemäß, der Narr, im Begriff, den Brief zu öffnen. „Doch halt" — unterbrach er sich — „wie ich sehe, ist der Brief nicht an Euch adressirt, Fräulein, sondern an unsern edeln Herzog."

So war es in der That. Der Spielmann, Malvolio, der den Brief selbst besorgt und an Herrn von Eichen gegeben hatte, hatte, aus Absicht oder Irrthum die Adresse verwechselt.

„So gieb den Brief dem Herzog" — sagte Olivia. Albert nahm das Papier, öffnete

und las die wenigen Zeilen, die es enthielt, im Stillen durch. Dann barg er den Brief im Busen.

„Erwartet meine Rückkehr — Niemand soll mir folgen!“ sagte er darauf und ging.

„Diese Unterbrechung kommt meinem Plane trefflich zu statten,“ flüsterte ihm Adelgunde im Abgehen noch zu. Der Narr aber übernahm es wieder, die Pause auf geschickte Weise zu füllen.

Auf dem Corridor erwartete der Spielmann Albert.

„Ich wollte heut' noch einmal meiner Laune folgen,“ sagte er zu dem Erwartungsvollen, „wie ich hier so oft der Laune Anderer folgen mußte; daher unterbreche ich jetzt erst ein Spiel, welches ich gleich zu Anfang auf unangenehme Weise hätte unterbrechen können. Ich befand mich diesen Abend im Garten, als mich der Beginn des Stückes schnell in's Schloß rief. Gegen meine Erwartung fand ich jene sonst immer verschlossene Thür, die nach der alten Treppe führt, nur eingeklinkt und weil dies ein näherer Weg ist, wählte ich ihn — um schnell wieder

umzukehren. Ich ersuche Sie, sogleich nach jener Treppe zu gehen, und zwar gerade Sie zuerst, weil ich denke, daß es vor Allen Ihnen ersprießlich sein wird, was Sie dort sehen und was ich sah — ein garstiges Geheimniß, dessen Grund und Zusammenhang ich jedoch ahne. Meine Rolle ist für heute hier ausgespielt und sie hat mir Mühe genug gekostet. Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Spielmann und ließ Albert verwundert über seine dunkle Rede stehen. Dieser ergriff indeß eine der Kerzen, die auf dem Corridor brannten und schritt an das Ende desselben, wo sich die Thür befand, die aus dem Innern des Schlosses nach jener Treppe führte. Er fand sie verschlossen, hatte jedoch zum Glück auch heute den Schlüssel bei sich und öffnete. Ein beengendes Gefühl umfing ihn bei den ersten Schritten, die er in den selten geöffneten Raum that.

Indessen ärntete der Narr reichen Beifall. Witz folgte Schlag auf Schlag und die Uebrigen unterstützten ihn dabei trefflich. Da trat endlich der Herzog wieder ein und wurde vom Narren mit dem artigsten Scherze von der Welt empfangen.

Ernst und nachdrucksvoll, aber mit seltsam veränderter Stimme unterbrach ihn Albert. „Herr von Eichen, folgen Sie mir auf zwei Worte."

„Was verlangt der edle Herzog von mir?" fragte der erstaunte Narr, der so wenig wie alle Andern diese plötzliche Verwandlung begriff.

„Lassen wir das Possenspiel," erwiederte Albert im vorigen Tone, indem er den Narren beim Arm faßte und nach der Thür führte. Zögernd folgte der letztere.

„Was soll das, ich bitte Sie?" fragte er draußen noch einmal. Albert antwortete nicht, sondern führte ihn den Gang entlang nach jener Treppe, die jetzt von der Kerze erleuchtet war, die er dort zurückgelassen hatte.

Auf der Mitte derselben lag ein Mensch mit zerschmettertem Kopfe. Neben ihm ein Pistol. Der Körper war schon stark in Verwesung übergegangen und verbreitete einen widerlichen Geruch.

Eichen stand versteinert bei diesem Anblicke.

„Trotz der Verstümmelung," sagte Albert, „werden Sie in ihm einen jungen Mann erkennen, der in Ihrem Hause unglücklich wurde

und in seiner Verzweiflung wahrscheinlich dieses Haus auch für den besten Ort hielt, um sein Leben auf so schreckliche Weise zu schließen."

Herr von Eichen fand noch immer keine Worte.

„Ich will Sie Ihren Betrachtungen bei diesem Falle überlassen," fuhr Albert fort. „Was mich selber betrifft, so bin ich leider nur zu lange ein Narr in diesem Hause gewesen und ich schäme mich, daß ein solches Schauspiel nöthig war, um mir die Augen völlig zu öffnen. Adieu."

Herr von Eichen wollte jetzt sprechen. Albert kehrte ihm jedoch den Rücken und entfernte sich schnell, um noch in der nämlichen Stunde das Schloß auf Nimmerwiederkehr zu verlassen.

Eichen war wüthend. Der Vortheil, den man von dem Unglücklichen gezogen hatte, war ein Nichts gegen die Nachtheile, die er durch seinen Tod nun bereitete. Mehrere Wochen hatte der Leichnam hier gelegen und war unbemerkt geblieben, weil während dieser Zeit Niemand, auch Albert nicht, diese Stelle betreten hatte.

Wie sollte man den Vorfall, der sich nicht verheimlichen ließ, beschönigen? Vor der übrigen Welt, dies sah Eichen ein, konnte ihn das gar nicht schwer fallen. Nur Albert machte ihm Sorge und er ärgerte sich nun zu spät über die Unvorsichtigkeit, mit welcher er selbst bei all seiner Schlauheit mit Jenem umgegangen war. Seine letzte Hoffnung beruhte auf Adelgunden. Sie oder sonst Niemand konnte im Stande sein, den jungen Mann zu versöhnen und auf's Neue zu fesseln. Warum Herr von Eichen dies so eifrig wünschte, wird die Folge zeigen.

## 6.

Seit dem Tage, wo Albert zuerst das Schloß betrat, waren ziemlich zwei Monate verflossen. Er war während dieser ganzen Zeit wirklich wenig zur Besinnung gekommen, sie war ihm in einen fortwährenden Taumel entschwunden. Es möge gnügen, daß dies hier nur überhaupt, ohne eine in's Einzelne gehende Schilderung, angedeutet wurde; nur die Scenen,

die auf unsers Helden Geschichte einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß hatten, sind besonders berührt worden. Augenblicke der Ueberlegung kamen ihm in diesem Zeitraum nur wenige und sie wurden immer schnell von denen des Genusses oder einer sentimentalen Schwärmerei verdrängt und übertäubt.

Seine Vermögensumstände waren dabei in die äußerste Unordnung gerathen. Er machte diese Entdeckung zwar nicht plötzlich, hatte jedoch zeither Alles dergleichen mit einem an ihm sonst ganz ungewöhnlichen Leichtsinn übersehen. Es war ja sein Vorsatz geworden, dem Augenblicke allein zu leben, und diesem Vorsatze war er, so lange er mit den Schloßbewohnern in Verbindung stand, treu geblieben.

Das Alles war jetzt mit einem Mal anders geworden. Er hatte das Schloß schon seit zwei Tagen nicht gesehen, keine Nachricht war ihm von dort zugegangen, und das war ihm eben recht. Aber sein Zustand war auch ein höchst unerfreulicher. Seine Geldmittel waren erschöpft; was ihn bisher hier gefesselt, war ihm nun zuwider und das Bewußtsein, eine unwürdige

Sklaverei so lange ertragen zu haben, war niederschlagend. Allerdings glaubte er diese Knechtschaft nun völlig abgeschüttelt zu haben, aber was war ihm dafür übrig geblieben? nichts, eine völlige Leere. Er war diesen Morgen aus den angenehmsten Träumen erwacht, und die Wirklichkeit fiel ihm nun nur um so schwerer auf's Herz.

Da erschien Viola bei ihm, das heißt die Darstellerin desselben in derselben Tracht, wie sie jene Rolle gespielt hatte. Oeffentlich darin zeigen konnte sie sich wohl, denn es waren ganz gewöhnliche, moderne Knabenkleider. Mit dem Mangel der weiblichen Tracht war aber auch ihr Benehmen völlig verändert — das war ganz ein munterer, etwa funfzehnjähriger Jüngling, den Albert jetzt vor sich sah.

Man hatte falsch gerechnet, wenn man glaubte, ihn durch eine Fortsetzung der alten Scherze wieder anziehen zu können. Die gegenwärtige Erscheinung mißfiel ihm höchlich. Er bemitleidete das Mädchen, welches sich zu solchem Possenspiele hergeben konnte und verachtete jene, welche die Anstifter waren.

Er befand sich da aber auch in einem Irrthum.

Viola brachte einen Brief von Adelgunde und einen von Herrn von Eichen.

Der letztere sprach sein Bedauern über den unglücklichen Zufall aus und seinen Unwillen über die That eines Menschen, der gewissenlos genug war, durch einen Selbstmord das Haus eines unbescholtenen Mannes übeln Nachreden bloszustellen. Er hoffte indeß, ja er war überzeugt, daß der vorurtheilsfreie Albert sich in Folge eines unangenehmen Augenblicks nicht aus einem Kreise zurückziehen werde, der ihm die höchste Achtung zolle und der stets bemüht war und sein werde, ihm dies durch die That zu beweisen.

Albert übersah diesen sehr langen Brief nur flüchtig und warf ihn dann bei Seite.

Adelgundens Briefchen gedachte jenes Vorfalls gar nicht; sie schmollte mit dem Freunde, der sie seit mehrern Tagen so unverantwortlich vernachlässigen konnte. Ihre Vorwürfe klangen recht süß und waren dabei in einem Tone abgefaßt, der es deutlich erkennen ließ, daß sie des Erfolges gewiß sei und gar nicht zweifele,

der Abtrünnige werde nicht säumen, alsbald zurückzukehren und sie um Verzeihung zu bitten. Sie entwickelte eine außerordentliche Gewandtheit im Ausdruck und wußte mit wunderbarem Geschick von einem Gegenstande auf den andern, noch so verschiedenartigen, überzugehen. Auf wie feine Weise wußte sie nicht um ein Sümmchen zu bitten, das sie eben nöthig hatte! Der Ueberbringer des Briefes sollte es in Empfang nehmen. Dies Verlangen war so artig ausgesprochen, wenn man überhaupt ausgesprochen nennen konnte, was auf eine Art angedeutet wurde, daß dabei gar kein Wort des gewöhnlichen Lebens vorkam! und dabei fehlte es dem Wunsche doch nicht an der nöthigen Deutlichkeit.

Albert übergab das Verlangte, obwohl es seine Kasse fast völlig erschöpfte. Aber gerade in diesem Falle war er — zu stolz vielleicht, um eine versagende Antwort zu geben.

„Und keine weitere Antwort?" fragte Viola.

„Nein — sie könnte eine weitere Botschaft zur Folge haben," antwortete Albert, der es sich deutlich merken ließ, daß er allein zu sein wünschte.

„Das ist recht!“ sagte Viola. „Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie sich von dort zurückziehen. Wär' ich nur auch erst frei!“

„Ist das so schwierig? Sie scheinen sich dort unter solchem Treiben zu gefallen, wozu sonst die phantastische Verkleidung?“

„Ach,“ erwiederte Viola lachend, „das Lustspiel ist ja zu Ende und damit auch die Verkleidung. Wie Sie mich jetzt sehen, ist es in der Ordnung und in diese Kleider gehör' ich. Ich will sie auch nie wieder mit andern vertauschen, sollte mich auch die allerschönste und ränkevollste Adelgunde dazu überreden wollen.“

„Wie?“ rief Albert überrascht, „Sie waren früher verkleidet und sind es nun nicht mehr?“

„Nicht mehr, in der That! Sehen Sie mich nun nicht weiter für Viola an, denn ich bin wirklich und wahrhaftig Sebastian. So mögen Sie mich nun nennen, bis ich meinem wirklichen Namen Ehre genug gemacht haben werde, um ihn brauchen zu dürfen.“

„Und in welchem Verhältniß stehen Sie zu jenen Leuten und warum die sonderbare, stete Verkleidung?“

„Ei, die Leute wußten mich vielfach zu brauchen und ich mußte mich brauchen lassen, weil ich ein Unterkommen auf dem Schlosse fand. Wozu die Verkleidung? darnach fragen Sie Adelgunden, die nichts thut, ohne bestimmte Absichten dabei zu haben, die sie freilich immer gern geheim hält; sie überredete mich zu der Maskirung und ich hätt' es ihr nicht abschlagen können, so fatal mir auch der lächerliche Putz immer war."

„Also Absichten bei Allem, was sie thut!"

„Ja; auch gewiß dabei, daß sie mich heute in meiner wahren Gestalt zu Ihnen schickte. Sie ahnt nicht, daß ich Ihnen sage, es sei dies meine wahre; aber ich bin fest entschlossen, sie nun nicht wieder abzulegen und wenn sich auch zehn Adelgunden gegen mich verschworen hätten. Und Sie kommen nicht wieder auf's Schloß?"

„Ich denke nicht mehr an's Schloß."

„Auch ich will bald von dort zu desertiren suchen. Hoffentlich seh' ich Sie früher oder später wieder, wo wir Beide aufgelegt sein werden, über die ganze Geschichte zu lachen."

„Hoffentlich, ja."

„Also adieu und auf Wiedersehen!"

Viola oder Sebastian, oder wie er sonst heißen mochte, ging und Albert hatte Muße, über seine Freunde und deren Charakter nachzudenken. Seine Neigung für Adelgunden war nun völlig erloschen; in dieser Hinsicht war sein Gemüth jetzt sehr ruhig. Mehr aber dachte er daran, worüber er schon früher hätte nachdenken sollen: was nämlich für Gründe jene Leute bestimmen möchten, seine Freundschaft fort und fort so eifrig zu suchen. Er wußte sich dies auf keine Weise zu erklären. —

Schon gestern hatte er den Spielmann besuchen wollen, aber die Nähe des Schlosses hatte ihn davon zurückgehalten. Heute fürchtete er sich schon weniger, den Personen zu begegnen, mit denen er allen Umgang abgebrochen hatte. Er ging nach dem Dorfe Rudolfseck und erfragte bald die Wohnung des Gesuchten. Er trat in das niedere Vorhaus und fand die Thür der Stube offen.

Ohne die Nähe des Fremden zu bemerken, saß Jener an seinem Klavier und spielte eine einfache Melodie. Albert horchte still zu und Jener begann sein Spiel jetzt mit einem Liede

zu begleiten, welches Albert gleich bei den ersten Worten bekannt vorkam.

„Glaubst du, erloschen sei die Gluth,
Erschöpft sei meiner Liebe Brennen,
Weil ich in tollem Uebermuth
Manchmal auf Tändelei'n gesonnen?
Ach, längst vergaß ich jeden Scherz!
Doch schlägt und glüht mir noch das Herz —
Nur Einer Seele möcht' ich sagen,
Wofür es glühen mag und schlagen.

Und ob sie auch verschlossen ruht,
Und ob sie so auch ewig bliebe:
Doch nie erkaltet diese Gluth
Und nimmer endet diese Liebe.
Das rechte Wort nur sage du,
Und jede Fessel springt im Nu:
Ach, du nur kannst den Zauber heben,
Denn dir nur ist das Wort gegeben.

Wann hast du völlig mich durchschaut
Und wann mein Inn'res ganz ergründet?
Nie hab' ich vor der Menge laut
Mein Allerheiligstes verkündet:
Noch ruht ein Schatz im Felsenschacht
Von ernsten Geistern streng bewacht —
Nur Einer Seel' ist es gegeben
Ihn trotz der Zaubermacht zu heben!"

So sang der Spielmann, lehnte sich dann auf seinem Stuhle zurück und schien in Betrachtung zu versinken.

Albert hatte mit vielem Interesse zugehört. Das Lied hatte er vor geraumer Zeit bei besonderer Veranlassung selber geschrieben und es war ihm unerklärlich, wie es zur Kenntniß fremder Personen gekommen war.

Jetzt, als er in das Gemach trat, wandte ihm der Sänger das traurige Gesicht zu. Er hieß den unerwarteten Gast freundlich willkommen, dessen Erscheinen ihm nicht unlieb zu sein schien.

Er vermochte nicht zu sagen, wie und wann er zu dem Liede gekommen. „Ich behalte die Lieder wohl, kümmere mich aber wenig um ihren Ursprung,“ sagte er. „Indeß ist mir das, was Sie so eben hörten, aus besondern Gründen recht lieb; es ist wie für mich gedichtet und ich verstehe von Grund aus, was es sagen will. Gewiß werden es die meisten Andern nicht ganz klar finden.“

Albert sah in dem Spielmann jetzt schon nicht mehr jenen Sonderling, als welcher er ihm vorgestellt worden war. Gewiß war er ein unglücklicher Mensch, dem ein böses Geschick sein Hoffen und Glück schon in der Blüthe gebrochen

und ihn hier in eine Sphäre geworfen hatte, in welcher er sich nie heimisch und wohl fühlen konnte, so lang' ihm ein Gedächtniß blieb, um des vielleicht für immer Verlorenen zu gedenken. Er war ihm in Gemüth, Sinnesart und Erlebnissen vielleicht ein sehr nah Verwandter.

„Sie besuchten das Schloß nicht wieder, seit wir einander das letzte Mal dort sahen?“ fragte der Sänger.

„Nein. Hatten Sie besondere Gründe, indem Sie gerade mir zuerst jenen traurigen Anblick bereiteten?“

„Nur den, daß Sie überhaupt den Anblick haben sollten. Denn hätt' ich die Entdeckung zuerst einem von den Bewohnern gemacht, so würde man sich gehütet haben, auch Sie etwas davon ahnen zu lassen. Ich war aus leicht begreiflichen Ursachen gegen jene Gesellschaft längst erbittert und zwar in demselben Maaße, als ich herzlichen Antheil an Ihnen nahm. Ich wollte daher die Gelegenheit zugleich nützen, um einen Bruch zwischen Ihnen und Jenen zu veranlassen. Ich weiß, daß man die Absicht hatte, Sie auf jede mögliche Weise auszubeuten. Es ist

diesen — ich will den eigentlichen Ausdruck brauchen — diesen Gaunern, deren Gesellschaft jedenfalls weit ausgebreiteter ist, als Sie glauben mögen, schon bei vielen Andern vor Ihnen gelungen."

„Mich ausbeuten!" rief Albert. „Dann waren sie freilich in einer argen Täuschung befangen oder sind es vielmehr noch. Das Wenige, was sie bei mir gewinnen konnten, haben sie allerdings gewonnen; dies lohnt aber die viele Mühe noch nicht, die sie sich mit mir gaben und noch geben."

„Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht," antwortete der Spielmann. „So weit ich jene Leute aber kenne, bin ich überzeugt, daß sie nichts ohne guten Grund unternehmen. Sie vermuthen gewiß ein bedeutendes Vermögen bei Ihnen und diese Vermuthung haben sie nicht aus der Luft gegriffen, darauf verlassen Sie sich! Jene haben ihre sichern Kundschafter und wissen sich Kenntniß von den Umständen von Personen zu verschaffen, die sonst nie mit ihnen in Berührung kamen. Sie werfen ihre Angeln geschickt nach allen Seiten aus. Sie gehören zu

dem sogenannten, frommen Klub in der Stadt, der auch anderwärts seine Verbindungen hat. Erst in der allerletzten Zeit ist es in Folge unvorsichtig zu öffentlich geübter Extravaganzen und durch einzelne Abtrünnige, die ihr Mißgeschick zu beklagen hatten, geschehen, daß mehr von dem eigentlichen Treiben dieses frommen Klubs ruchbar geworden ist. Sein Ruf ist durchaus untergraben und vor dem gänzlichen Verfall will er, wie's scheint, sein Schäfchen auf die angedeutete Art noch möglichst in's Trockene bringen. Das gilt nämlich eben von den Rädelsführern. Denn daß die Mehrzahl aus irregeleiteten, religiösen Schwärmern oder vielmehr Dummköpfen besteht, ist wohl wahr. Man sagt, sie gedachten auszuwandern und in Amerika eine Niederlassung zu gründen."

Aus diesen Andeutungen und dem, was der Spielmann noch ferner sagte, ward Albert so ziemlich die ganze Sachlage klar. Er glaubte diese Menschen nun schon besser zu kennen, als sie ihn, denn sie täuschten sich hinsichtlich seiner, den sie für einen Krösus halten mochten, doch gewaltig.

Albert nahm Abschied von dem Spielmanne. „Und werden Sie noch ferner Ihre schöne Kunst, wie ein Simson vor den Philistern, dort preisgeben?“ fragte er.

„Ach, tadeln Sie mich darum nicht“ — antwortete Jener traurig. „Ich bin einmal dazu verdammt, in diesem Winkel zu verkümmern, und ich bin — vielleicht schwach genug! aber es ist einmal nicht anders — ja, ich bin genöthigt, meine Traurigkeit so oft als möglich zu betäuben, wenn ich mich nicht wie in der Hölle fühlen soll. Ich betäube mich dann dort, aber ich spiele nicht den Leuten, ich spiele mir meine Lieder und singe für mich.“

Der Spielmann war, wie sich leicht erkennen ließ, einer von den Leuten, die man verschlossen nennt, nämlich hinsichtlich seiner eigenen Verhältnisse und Schicksale, und Albert versuchte es daher nicht, Jenen darum zu befragen, zumal da er mit sich selber genug zu schaffen hatte und gar nicht aufgelegt war, sich um Andrer Freud' und Weh zu bekümmern. Er ließ den Spielmann in seiner traurigen Einsamkeit zurück und wandelte zurück nach der Stadt. Hier

sollte ihm wenigstens der Trost werden, sich über Alles, was ihn bedrängte und belastete gegen einen Freund aussprechen zu können. Denn in seiner Wohnung erfuhr er, daß Bernhard wieder hier gewesen sei und ihn nun in seinem Gasthof erwarte.

Er wußte nichts eiliger zu thun, als sogleich dorthin zu gehen, wo ihn der Anblick dieses Freundes allein schon erquickte. Bernhard, der im Interesse seiner Landwirthschaft oft kleine Reisen zu unternehmen hatte, war jetzt im Begriff nach der Heimath zurückzukehren.

Wie gern hätt' ihn Albert dahin begleitet! Bernhard hörte so ziemlich Alles, was Jener seit seinem Aufenthalt hier erlebt hatte, enthielt sich aber jeder Bemerkung darüber.

„Und was gedenkst Du nun zu thun?“ fragte er endlich.

„Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt,“ antwortete Albert, „und weiß auch nicht, ob ich so schnell einen werde fassen können, wiewohl ich mich innig sehne, überhaupt etwas zu thun. Aber leichter fühl' ich mich schon, da ich jene Last, jenes Schloß, mit Allem was darin, das

wie ein Alp auf meiner Brust lag, von mir geschüttelt habe. Hätt' ich doch Macht, ich würde einen Blitzstrahl darauf fallen lassen, um es bis auf den Grund zu vernichten."

Das Gasthaus, welches ziemlich am Ende der Stadt lag, gewährte hier eine Aussicht nach Rudolfseck.

„Gut, daß Du die Macht nicht hast," erwiederte Bernhard. „Es wäre Schade um das alte, stattliche Gebäude und Dein Wunsch ist so thöricht, wie jener des alten Jonas. Auch unter jenem Dache leben vielleicht manche, „die nicht wissen, was rechts und links ist, dazu auch viele Thiere." — Laß die Sachen ihren Gang gehen, freue Dich, ihnen entgangen zu sein und kümmere Dich mehr um Dein eigen Geschick."

Was Albert von Pauline erfuhr, riß alle seine alten Wunden wieder auf. Bernhard klagte über ihre melancholische Stimmung, die von Tag zu Tag mehr zunähme. Sie gab dafür durchaus keinen Grund an und er selber war noch immer so verblendet wie früher, daß er die Ursache nicht errathen konnte. Albert verstand Alles recht wohl, aber er mußte dazu

schweigen. Die Dinge standen im Uebrigen ungefähr ganz so, wie er sie in Blandinens Briefe geschildert gefunden und wie sie ihm Elise angedeutet hatte. Er ließ sich genau Alles, auch das Geringste erzählen und beschreiben, was sich während des letzten Jahres dort zugetragen hatte, wie Alle für sich und in Gemeinschaft lebten u. s. w. Man hatte seiner wohl oft gedacht und von ihm gesprochen, man hatte vielmal bedauert, daß er so gänzlich verschollen sei und nichts von sich hören lasse und Bernhard versicherte, daß man sich sehr freuen werde, nun endlich Nachrichten zu erhalten. Was half dies Alles dem Armen? er konnte ja doch kein Gast mehr sein in jenem Kreise, oder wenn er dennoch hinging, so konnte er doch nur eine traurige Rolle dort spielen und die Harmonie auf's Neue stören. — — —

## 7.

Bernhard war wieder geschieden. Obwohl Albert im Uebrigen so ziemlich aufrichtig gegen ihn gewesen war, hatte er ihm doch durchaus

nichts von seiner gegenwärtigen drückenden, äußern Lage merken lassen; je vertrauter er sich in jeder andern Hinsicht gegen ihn zeigte, um so mehr haßte er Erklärungen von jener Art.

Da Albert nicht an diesem Orte zu bleiben gedachte, und auch noch kein anderes, bestimmtes Ziel im Auge hatte, so kam man überein, daß Bernhard seine Briefe an den Freund bis auf Weiteres nach einer gewissen Stadt adressiren solle, die derselbe jedenfalls wenigstens flüchtig besuchen würde. —

Sobald sich Albert wieder allein sah, fielen ihm seine mißlichen Verhältnisse erst recht schwer auf's Herz. Er empfand eine geistige Erschlaffung, die ihn hinderte, auf irgend einen Plan zu sinnen und mit Erfolg auf seine Rettung zu denken. Er war muthlos und des Lebens müde und in diesem Zustande stiegen Gedanken der düstersten Art in ihm auf, Gedanken, wie er diesem Leben schnell ein Ende machen könnte.

In einer der Stunden, wo er solchen trüben Gedanken nachhing, erschien mit einem Mal Walter bei ihm.

Dieser war sich in seinem ganzen Wesen,

besonders, was seine zudringliche Freundlichkeit und seine bombastischen Reden betraf, ziemlich gleich geblieben. Wäre er aber dem ehemaligen Freunde schon in der alten, gewohnten Gestalt der unwillkommenste Gast gewesen, so erschien er demselben vollends unerträglich, da sich jetzt aus den ersten Worten ergab, daß er ein eifriges Mitglied jenes mystischen Klubs sei.

Albert gedachte daran, daß er Jenen schon vor längerer Zeit hier gesehen hatte, und es war also auffällig, daß er erst jetzt auf den Einfall kam, den Freund (diesen Ausdruck brauchte Walter fleißig) wieder aufzusuchen. Wahrscheinlich hatte auch dies seine Gründe, die mit den Plänen der Gesellschaft im Zusammenhang standen.

Der ohnehin unglückliche Albert hatte auf alle Fragen, die ihm vorgelegt wurden, immer nur sehr kurz und kalt mit ja oder nein, oft auch gar nicht geantwortet und hatte überhaupt fortwährend Zeichen der höchsten Ungeduld blicken lassen. Der Gast ließ sich aber nicht irren.

— „Und wahrlich, ich sage Dir, nur dies erbauliche, religiöse Leben, dem ich mich jetzt ganz hingegeben habe, ist im Stande —“

Albert konnte diese Reden nicht länger ertragen. Er unterbrach den frommen Besucher und erklärte mit den dürrsten Worten, daß er nicht nur jetzt müde sei, ihn anzuhören, sondern daß er auch für alle Zukunft nicht die geringste Gemeinschaft oder Umgang mehr mit ihm haben wolle; er möge ihn sogleich verlassen, ihm überall, wenn sie einander wider Verhoffen begegnen sollten, ausweichen und überhaupt sich so gegen ihn betragen, als hätten sie einander nie gekannt.

Dieser Weisung wußte selbst Walter nichts zu entgegnen. Er entfernte sich mit einem frommen Wunsche, und Albert war mit seinem Elend wieder allein.

Es war kurz vor Abend. Auf der Straße gingen Tagelöhner vorüber, die von ihrer Arbeit kamen. Wie beneidete der Unglückliche das Loos dieser Leute um ihre sorgenlosen Morgen und frohen Abende, die keine Ahnung von einem Elend hatten, wie er's fühlte. Ja, er mußte sich schlafen legen, aber in einen Schlaf, von dem er nie mehr erwachen wollte.

In dieser Gemüthsverfassung kam es ihm fast wie Ironie des Schicksals vor, als ihm ein

Briefchen überbracht wurde und er fand, daß es von Adelgunden kam.

Also glaubte man noch immer, er sei ein Sohn des Glückes, den man um jeden Preis wieder in's Garn locken müsse!

Sie schmollte recht zärtlich mit ihm, hatte aber gar keine Ahnung davon, so schien es, daß er nichts mehr von ihr und den ihrigen wissen wolle. Sie wollte ihn durchaus heute noch sprechen und bezeichnete ein gewisses Haus, an dessen Thür ihn zu bestimmter Stunde ein Knabe erwarten und zu ihr bringen werde.

Der Brief mußte durch die Schuld des Boten verspätigt sein, denn die bestimmte Stunde war jetzt bereits vorüber. Dennoch entschloß er sich, ganz im Widerspruche mit sich selbst und seiner ganzen jetzigen Gesinnung, hin zu gehen.

Er fand das bezeichnete Haus, aber der Knabe fehlte. Albert hoffte ihn im Innern zu finden und stieg halb gedankenlos einige Treppen empor. Am Ende eines langen Ganges fand er eine offene Thür und gelangte in ein geräumiges Vorzimmer.

Erst später ward es ihm klar, daß der Knabe, wahrscheinlich aus Langerweile ganz gegen seine Pflicht und die erhaltene Weisung seinen Posten an der Thür momentan verlassen haben mußte. Eine Person in dem erwähnten Vorzimmer, die von diesem Umstande nichts wußte und daher glauben mochte, der Gast gehöre hieher, öffnete ihm eine zweite Thür und ließ ihn in ein gleichfalls leeres Gemach treten — Alles so still und lautlos als möglich.

In diesem Gemach befanden sich wieder zwei Thüren, von denen die eine nur angelehnt, die andere halb offen war. Durch letztere gewahrte er eine zahlreiche Versammlung, die sehr andächtig einem Redner zuhörte. Albert glaubte bei flüchtigem Ueberblick mehrere bekannte Gesichter zu entdecken.

Er zog sich von dieser Thür zurück und schaute vorsichtig durch die angelehnte. Hier bot sich ihm ein weit mehr erbaulicher Anblick. Adelgunde saß freundlich kosend auf einem Sopha an der Seite eines jungen Mannes, der ihr gleichfalls sehr andächtig zuhörte.

Albert fand für gut, bevor er einträte,

erst ungesehen das Gespräch dieser Beiden ein wenig zu belauschen.

— „und alle Mühe war vergebens?" fragte Adelgundens Gesellschafter.

„Bis jetzt, ja!" antwortete sie, „und ich fürchte nun, auch für die Zukunft. Ich hatte ihn, zum letzten Versuche, in dies Haus bestellt, wo ich ihn allein, ohne daß er von unserer Versammlung etwas ahnen sollte, noch einmal zu sprechen gedachte. Er ist nicht gekommen und das ist ein schlimmes Zeichen. Ich fürchte in der That, er ist rebellisch geworden und hat sich ganz von meiner Herrschaft losgesagt. Ihn dazu zu bringen, waren gewiß starke Mittel nöthig und diese hat der sonst so umsichtige und in diesem Falle doch so unvorsichtige Eichen angewandt. Er allein trägt die Schuld. Hätt' ich dies Alles voraussehen können, so würd' ich einen andern Plan entworfen haben."

„O ja, ich kann mir diesen Plan denken. Sie waren doch in der That ein bischen verliebt in den jungen Mann —"

„Schweigen Sie davon," entgegnete sie mit einem Seufzer. „Niemand ist bei der

ganzen Angelegenheit so sehr betrogen worden, als ich."

„Nun, Sie haben sich wenigstens selbst mit betrügen helfen. Sie hatten viel Macht über ihn, aber Sie hätten sich vor allen Dingen die Mühe nehmen sollen, ihn etwas genauer kennen zu lernen. Welche unverzeihliche Mißgriffe! Wie kann man bei Seinesgleichen so schmählich mit der Thür in's Haus fallen!"

„Er ist eigentlich eine Art Freigeist, aber einer von denen, die zugleich Schwärmer sind, und diese lassen sonst Alles mit sich machen, wenn's geschickt angefangen wird. Jetzt muß ich leider überzeugt sein, daß er für uns völlig verloren ist."

„Mag er zum Henker gehen — wenn uns nur sein Mammon nicht zugleich davonlaufen müßte. Wir haben also in der That nur das Nachsehen?"

„Nichts weiter. Und, wie ich sagte, ich bin am schlimmsten, ich bin doppelt betrogen."

„Ei, Sie werden sich zu trösten wissen. Vergessen und verschmerzen wir das einmal Verlorene und sagen Sie mir vor allen Dingen —"

Der Sprechende begann so leise zu reden, daß Albert nichts mehr zu verstehen vermochte. Er zog sich leise zurück und trat wieder zu der Thür, wo er die Versammlung übersehen konnte.

Da erblickte er den größten Theil der lustigen Herren und Damen, die oft mit ihm auf dem Schlosse fröhliche Abende gefeiert hatten, nur daß jetzt Alle ganz andere Gesichter zeigten und dem übrigen Theile der Gesellschaft — der nichts von den fröhlichen Abenden wußte — mit bestem Beispiele voranleuchteten. Auch Walter saß unter den Andächtigen. Trotz seiner verzweifelten Stimmung mußte es Albert komisch finden, als er sah, daß von Eichen der Redner war. Er, den er als durchtriebenen Gauner, Spieler, Verführer, Weltmenschen kannte, hielt hier eine gottselige Predigt.

Ohne sich in den Kreis dieser Frommen einzudrängen und ohne Adelgunde und deren Freund zu stören, ging Albert, nachdem er dies geistliche Schauspiel hinlänglich betrachtet, auf dem nämlichen Wege zurück, auf dem er gekommen. — So wie er das Haus verlassen

hatte, war ihm auch das Gesehene wieder aus den Gedanken verschwunden. Langsam schritt er seiner Wohnung zu; er fühlte nichts mehr, als die Masse seines Elends und den einen Gedanken, daß er den Tod suchen müsse. Recht oder Unrecht dieses Schrittes mocht' er nicht mehr erwägen; er war müde und wollte sich schlafen legen. Nicht tobend und leidenschaftlich war jetzt seine Stimmung — Freude und Theilnahme für Alles war erstorben und an ihre Stelle war Gleichgültigkeit und Ueberdruß getreten, und ein solcher Zustand konnte seiner Absicht nur günstig sein, wenn überhaupt Absicht heißen konnte, was er fast bewußtlos zu vollbringen im Begriff war.

Die Sonne war bereits niedergegangen und die Dämmerung eingebrochen, während er mechanisch sein Mordwerkzeug in Stand setzte. Er beeilte sich damit, denn er fühlte, wie wehmüthige, weiche Empfindungen sein Herz wieder beschleichen wollten. Er suchte diese gewaltsam fern zu halten. Durch's offene Fenster wehte die Abendluft — ach, sie wehte aus der Gegend vom See und er schloß noch hastig das Fenster.

Dann war er bereit, schnell den letzten Schritt zu thun.

Er hatte nicht daran gedacht die Thür zu verriegeln, die sich gerade im entscheidenden Moment öffnete. Diese Störung rettete ihn diesmal vom Tode. Der Schuß ging an ihm vorüber und die Kugel fand ihren Weg durch's Fenster hinaus in den Garten.

Mit diesem Augenblick erst kehrte seine volle Besinnung und zugleich seine Fassung zurück. Er nahm der vom Schreck betäubten Person, die ihm einen Brief überbrachte, diesen ab, und schob sie dann mit einigen beschwichtigenden Worten zur Thür hinaus.

„Was war das? was wollt' ich thun?" fragte er sich.

Die dienende Person erschien wieder. Der Lärm erregte Aufsehen im Hause. „Bring' mir Licht und sag' den Leuten, es war ein Scherz," rief er ungeduldig, während er das Fenster wieder öffnete, um den Pulverdampf hinaus zu lassen.

Lange saß er schweigend, um sich zu besinnen, wie er eigentlich zu dieser Handlung ge-

kommen, bis er endlich den erhaltenen Brief zur Hand nahm und öffnete.

Der Schreiber, der sich nicht nannte und nur als „ein Freund" unterzeichnete, schien Albert genau zu kennen. Er wußte, daß sich derselbe sehnte, von diesem Orte zu entfernen und daß ihm nur für den Augenblick die dazu nöthigen Mittel fehlten. Daher legte er einen Wechsel bei, dessen Werth diese Hindernisse zu beseitigen vollkommen hinreichte.

Nicht weil er gerade in der Lage war, wo ihm eine Summe, wie die übersandte, nöthig war, nahm Albert dieselbe an, — denn dieser Grund würde ihn schwerlich dazu vermocht haben. Er trug kein Bedenken, Gebrauch davon zu machen, weil aus dem Briefe deutlich hervorging, daß der Schreiber wirklich ein Freund war, der sich früher oder später wohl zu erkennen geben werde. Wer dieser Freund sei, ließ sich freilich nicht mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, indeß war es einer, der Alberts Umstände durchaus kannte. Vorzüglich dringend ward im Briefe gebeten, die Entfernung von hier nicht zu verzögern und dies war auch

Alberts Absicht. Er wußte ohnehin nicht, was er länger an diesem Orte sollte und er beschloß, am nächsten Tage seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, um schon am zweiten Morgen abreisen zu können.

Daß er in der heutigen Nacht wenig Ruhe fand, war natürlich. Er war am letzten Tage aus einem Gemüthszustande in den andern gerathen und dies ließ, trotz der geistigen Abspannung, eine gewisse Aufregung zurück, die ihn nicht eher, als gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer fallen ließ.

Verworrene Träume beschäftigten ihn da. Ein Bild jagte das andere, bis ihm endlich war, als habe er einen Kampf mit mehrern bewaffneten Männern zu bestehen. Es ward auf ihn geschossen, er fühlte, wie eine Kugel ihm in die Brust drang und wie er zu Boden sank. Da erwachte er. —

## 8.

Sebastian stand vor ihm, welcher mit Ungeduld sein Erwachen erwartet hatte.

„Noch eine Botschaft von Adelgunde," sagte er; „aber dies Mal eine, die Sie berücksichtigen müssen. Hier lesen Sie — ich muß erwarten, was Sie dazu sagen und kann allenfalls weitere Auskunft ertheilen."

Albert las folgendes:

„Sie scheinen mich vergessen zu haben und ich darf meinetwegen selbst nicht mehr wagen, Sie an mich zu erinnern; aber ein dringender Fall, der eine dritte Person betrifft, nöthigt mich, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Sie werden aus dem, was ich Ihnen mittheile, wenigstens erkennen, daß ich das vollste Vertrauen in Sie setze, daß ich von Ihrer Verschwiegenheit und Ihrer Bereitwilligkeit, wo es gilt durch männlichen Muth ein Verbrechen zu verhindern, fest überzeugt bin. Doch ich muß mich kurz fassen. Ich bin, gleich Ihnen, zu spät zu der Erfahrung gekommen, daß ich meine Freundschaft und Theilnahme an Unwürdige verschwendet habe. Durch die Unvorsichtigkeit einiger jener Personen, die ich aus Gründen nicht namentlich bezeichnen will, bin ich hinter ein Geheimniß gekommen, welches mich mit Abscheu und Schauder

erfüllt. Man weiß, daß ein Mann (dessen Namen ich gleichfalls verschweigen muß) heut' Abend spät und allein aus einem nahen Orte auf der einsamen Straße, die unweit Rudolfseck vorüberführt, nach der Stadt zurückkehren wird — man weiß, daß derselbe höchst werthvolle Papiere mit sich führt. Zwei Personen sind entschlossen, diesem Manne aufzulauern, um ihn zu berauben, im Nothfall zu morden, um dann mit der erbeuteten Summe in's Ausland zu flüchten. Ich habe Gründe, (und bitte Sie, mir die Angabe derselben zu erlassen) welche mir verbieten, der Behörde hiervon Anzeige zu machen; im Gegentheil ist es für mich eine Pflicht, jene That nur auf eine Weise zu verhindern, daß nichts davon offenbar wird, und Sie sind die einzige Person, an welche ich mich in dieser Angelegenheit wenden kann. Den Bedrohten zuvor warnen zu lassen, hab' ich kein Mittel; auch könnte dies meiner Absicht, die Sache möglichst geheim zu halten, hinderlich sein. Der Ueberbringer dieses Briefes, der von Allem genau unterrichtet ist, wird Sie zur bestimmten Zeit nach der Stelle führen, wo die That geschehen soll, er

wird Ihnen auch die betreffenden Personen bezeichnen und es kann Ihnen dann nicht schwer fallen, dem erlesenen Opfer beizustehen und die That zu vereiteln. Täuschen Sie mein unbegränztes Vertrauen nicht, sein Sie verschwiegen und kommen Sie allein zu dem bestimmten Orte. Ich fürchte, daß dies das letzte Mal gewesen sein muß, wo ich zu Ihnen reden durfte. Leben Sie wohl." —

Daß dieser seltsame Brief bedeutenden Argwohn erregen mußte, versteht sich von selbst. Enthielt er Wahrheit, sollte die That, so wie sie angegeben ward, wirklich stattfinden, oder wollte man ihm selbst in heilloser Verblendung vielleicht noch eine gefährliche Falle stellen? Oder, wenn auch die Sache der Wahrheit gemäß berichtet war, benutzte sie Adelgunde dann nicht vielleicht blos, um den Flüchtling auf's Neue zu fesseln — und war es dann nicht seine erste Pflicht, sogleich bei der städtischen Behörde den Mordplan anzuzeigen?

„Junger Freund," sagte Albert nach einigem Nachdenken, während er, scheinbar auf den Brief blickend, jenen doch scharf in's Auge

zu fassen wußte — „Sie kennen den Inhalt dieses Briefes?"

„Ob ich den ganzen Inhalt kenne, weiß ich nicht," antwortete der Jüngling; „einen Theil aber kenn' ich gewiß."

„Und was betrifft dieser Theil?"

Sebastian berichtete dasselbe, was im Briefe stand und was ihm Adelgunde selbst, nachdem sie sich seiner Verschwiegenheit versichert, mitgetheilt hatte.

„Sie schenkt mir ein Vertrauen," fuhr Albert fort, „welches ich in der That bewundern muß, dem ich aber wahrlich nicht zu entsprechen brauche, wenn ich bedenke, welche Erfahrungen ich hinsichtlich ihrer in den letzten Tagen und noch gestern machte. Indeß würd' ich doch nie anstehen, zur Verhütung eines so abscheulichen Verbrechens persönlich meinen Beistand zu bieten, wenn mir Zeit dazu vergönnt wäre. Dies ist nicht der Fall. Ich reise am nächsten Morgen von hier ab und die Vorbereitungen zur Reise nehmen mir den heutigen Tag völlig in Anspruch. Es bleibt mir daher in der That nichts übrig, als dennoch gegen Adelgundens Wunsch die Sache sogleich anzuzeigen."

„O, thun Sie das nicht!“ rief Sebastian. „Bedenken Sie übrigens, daß Sie damit nur mehr Zeit verlieren würden — man wird Sie verhören, als Zeugen brauchen und Sie kommen statt morgen, vielleicht erst in vielen Tagen fort.“

„So reis' ich schon heut' Abend und überschicke kurz vor meiner Abreise diesen Brief, ohne meinen Namen zu nennen, an die Behörde. Meine Zeit ist kostbar. Und warum wendet sie sich gerade an mich? warum kann sie jenen Mann nicht auf andere Weise warnen lassen?“

„O, sie kennt außer Ihnen und mir Niemand, der nicht mehr oder minder mit jener Gesellschaft in Verbindung stände; sie kann sich Niemand außer uns vertrauen, wenn ihre gute Absicht nicht fehlschlagen soll.“

„Und wenn ihre Absicht gut ist, warum wählt sie nicht selbst den geraden Weg und zeigt die Sache bei der betreffenden Obrigkeit an?“

„Sie sagt, sie hat gute Gründe dazu, und obwohl ich von diesen Gründen nicht im Stande bin, Rechenschaft zu geben, so bin ich doch fest überzeugt, daß dieselben in diesem Falle wirklich gut sind. Trauen Sie ihr dies eine, dies letzte

Mal, trauen Sie auch mir — ich bin überzeugt, daß sie durch gute Gründe zu ihrer Forderung bestimmt wird!" —

„Ei, da hab' ich ja reiche Gelegenheit, mit meinem Vertrauen recht verschwenderisch zu wirthschaften. Doch gesetzt auch, ich verstände mich dazu — was wäre gewonnen, wenn ich jenen Mann heute vor der Bosheit jener Ruchlosen bewahrte? Werden sie nicht die erste Gelegenheit ergreifen, ihn wieder zu überfallen und begehe ich nicht ein Unrecht, wenn ich nicht Alles aufbiete, um dies mit einem Mal unmöglich zu machen."

„An diesen Einwurf hat Adelgunde gedacht. Sie versichert, daß eine Wiederholung des Anschlags gar nicht möglich sein werde, wenn er nur heute vereitelt wird. Auch in diesem Punkte schenk' ich ihr volles Vertrauen und bürge für die volle Wahrheit ihrer Worte."

„Und wer bürgt für Sie, junger Freund? Wer bürgt mir für meine eigene Sicherheit? Können mich an jener Stelle nicht ein Dutzend Bösewichter erwarten, um mich Thoren den billigen Lohn für meine dumme Leichtgläubigkeit finden zu lassen?"

„Ich habe gesagt, was ich sagen konnte," antwortete hierauf Sebastian. „Ich weiß kein Mittel, Ihr so großes Mißtrauen zu beseitigen, welches noch größer ist, als das beispiellose Vertrauen, womit man Ihnen entgegen kommt und wofür Sie den Beweis noch in der Hand halten."

Alberts Einwendungen waren in der That nur scheinbar gewesen. Er beschloß bei sich, das Abenteuer zu bestehen, mocht' es enden, wie es wollte.

„Zu welcher Stunde muß ich bereit sein?" fragte er nach einer längern Pause.

„Gleich nach Dunkelwerden. Ich werde Sie dann aus Ihrer Wohnung abholen."

„Gut, ich erwarte Sie, die Sache ist in Ordnung."

„Ihr Wort zum Pfande?"

„Ja, auf mein Wort."

„Dann Adieu bis zur bestimmten Zeit!" mit diesen Worten entfernte sich Sebastian. —

Albert hatte den Tag über vollauf zu thun. Er beschloß, gleich reisefertig dem Jüngling zu folgen, um nach bestandenem Werke sogleich nach dem nächsten Städtchen zu wandern,

wo er Extrapost zur sofortigen Weiterreise bestellte.

Heute wo er unausgesetzt mit tausend kleinen Geschäften und Zurüstungen alle Hände voll zu thun hatte, war ihm wohl und die Stunden des Tages entschwanden im Fluge. Schon am Morgen hatte er sein Reisegepäck nach jener Poststation vorausgeschickt.

Jetzt war Alles in Ordnung. Ein Stockdegen und sein Pistol sollten ihn begleiten. Damit erwartete er am Abend Sebastians Ankunft.

Dieser erschien pünktlich und die Wanderung wurde sogleich angetreten.

Schweigend legten Beide den Weg bis vor die Stadt zurück, wo Sebastian, um jedenfalls unbeobachtet an das Ziel zu gelangen, den Gefährten auf einem abgelegenen Pfade, den dieser noch nicht kannte, weiter geleitete. Es war eine helle, schöne Mondnacht und deutlich sah man Rudolfseck in geringer Entfernung zur Rechten liegen.

Albert fragte unterwegs mancherlei hinsichtlich Adelgundens, ihrer Bekanntschaft mit jener Familie und wie Sebastian selbst zu ihr

gekommen sei. Die Antworten waren meist befriedigend oder mußten wenigstens für genügend hingenommen werden.

Man hatte wohl eine Stunde Wegs zurückgelegt und betrat jetzt ein Wäldchen, wo der Führer Behutsamkeit und Stillschweigen empfahl. Bald erreichten sie das Ende dieses Gehölzes und befanden sich nun vor einem schmalen Hohlweg, welcher zu beiden Seiten dicht mit Gebüsch eingefaßt war.

„Hier müssen wir Halt machen," sagte Sebastian. „Die Spitzbuben haben jedenfalls sehr genau erkundet, wann ihre Beute vorbeikommen wird und ich denke, wir werden auf ihre Ankunft nicht lange warten müssen. Aber um des Himmels Willen nun still, und bleiben Sie hinter diesem Busche versteckt, bis es Zeit ist."

Eine Viertelstunde verfloß unter ungeduldigem Harren.

Da kamen im Hohlwege eilig zwei Gestalten herangeschritten, die indeß ihre Gesichter hinlänglich verkappt hatten, als daß man sie beim Mondenlicht hätte erkennen sollen.

„Sie sind's," flüsterte Sebastian fast unhörbar.

„Er ist dicht hinter uns," sagte die eine Gestalt. „Hier ist die rechte Stelle — treten wir hinter diesen Busch, er kommt im Augenblick vorüber."

Schweigend folgte die zweite Gestalt und Beide bargen sich an der andern Seite des Wegs, den Beobachtern gerade gegenüber im Gebüsch. Unmittelbar darauf erschien auch, bis jetzt von einer plötzlichen Krümmung des Wegs verborgen, eine dritte Person und Sebastian gab durch ein Zeichen zu verstehen, dieser sei der zu Beraubende.

„Halt, werther Herr!" sagte der eine der Räuber — denn Beide waren dem Wanderer plötzlich in den Weg getreten, der so eng war, daß er nicht ausweichen konnte.

„Was soll das?" fragte der Aufgehaltene mit einer Stimme, die Albert schon früher gehört zu haben glaubte.

„Ei nun, Verehrtester, es handelt sich nur um ein Viatikum, welches wir brauchen, weil wir weit zu gehen denken; Sie kommen eher nach Hause und bedürfens nicht. Also lassen Sie uns nicht erst mühsame Maßregeln beginnen und geben Sie Ihre Brieftasche her."

Der so Angeredete trat einen Schritt zurück und erhob seinen Stock.

„Meint er's so?" mit diesem Ausruf sprang der Räuber auf ihn zu und suchte ihm den Stock zu entringen und niederzuwerfen, während sein Gefährte, der noch kein Wort gesprochen, einen Knittel erhob und im Begriff war, einen tödtlichen Streich nach dem Haupte des Fremden zu führen.

Des Letztern Hilferuf ward von dem Schall des Schusses übertäubt, welcher durch den Hohlweg hallte. Albert hatte gut gezielt, denn der Räuber sank in dem Moment, wo er den Schlag führen wollte, zu Boden. Der Andere aber ergriff bei diesem Wechsel der Dinge eiligst die Flucht und war im Augenblick verschwunden.

Albert und Sebastian traten jetzt hervor — der Auftritt hatte sich nur drei Schritt weit von ihnen entfernt zugetragen. Der Angegriffene brauchte einige Sekunden Zeit, eh' er im Stande war, zu sprechen.

„Sie führten die rettende Waffe?" sagte er zu Albert, in dessen Hand er das Pistol erblickte. In diesem Augenblicke erkannten Beide

einander. Es war Graf Wallberg, den man von den Räubern befreit hatte. Ehe jedoch Albert ein Wort äußern konnte, sprach Jener: „Freund, halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich meinen Weg sogleich fortsetze, sollten auch noch tausend von dem Gesindel im Busch stecken —“

„Sie sind jetzt völlig sicher,“ fiel ihm Sebastian in's Wort — „es waren ihrer nur zwei und der Fehlende ist nach entgegengesetzter Richtung entflohen.“

„Desto besser!“ sagte Graf Wallberg. „Ich meine, halten Sie mich nicht für undankbar, Albert, wenn ich, ohne nach Warum und Wie dieser Scene zu fragen, ohne Weiteres Abschied von Ihnen nehme und meinen Weg allein fortsetze. Ich sehe, Sie sind zur Reise gekleidet, wollen Sie mir angeben, wohin Sie ziehen, so sollen Sie bald Nachricht von mir haben.“

Albert nannte mehrere Orte, die er zunächst zu besuchen gedachte.

„Gut,“ sagte Jener, „ich werde Sie zu finden wissen — für diesmal gute Nacht.“

Er drückte Albert flüchtig die Hand und

schritt dann, ohne eine Gegenrede abzuwarten, eilig weiter. In wenig Augenblicken war er hinter dem Buschholz verschwunden.

„Sie könnten ihm dennoch folgen,“ sagte Albert jetzt zu seinem jungen Begleiter, „für den Fall, daß ihm ein zweites Unglück begegnet.“

„Ich weiß, daß er von Niemand weiter bedroht wird. Ach, viel lieber folgt' ich gleich Ihnen, wenn es möglich wäre — leider geht es nicht an, denn da giebt's so mißliche Dinger in der Welt, die einem das Reisen verleiden, ich meine die Pässe, womit ich nicht versorgt bin. Wie gern wär' ich manches Mal in so schöner Mondnacht gleich frisch hinausgewandert in die weite Welt, aber ich konnte nicht, denn ich hatte keinen Paß in der Tasche. Ist das nicht hart? Wenn ich die Mittel zu reisen habe, die Lust dazu, und keine Seele auf der Welt damit belästigen würde, und ich darf doch nicht, weil ich jenes Papier nicht in der Tasche habe, ohne welches ich kein Dutzend Meilen ungehudelt laufen könnte. So muß uns Stempelpapier und Tinte das bischen Poesie verleiden helfen, — wir sind wahrlich recht arme, sklavische Erdensöhne, da wir

mit gesunden, wanderlustigen Füßen nicht hinlaufen dürfen, wo uns beliebt! — Doch, wir vergessen den Patron hier im Staube. Hören Sie, Albert, da wir einmal scheiden müssen, so lassen Sie den Todten nur ruhig liegen, wie er liegt und reisen Sie so schnell als möglich weiter, das wird das Beste für Sie sein. Indeß lauf' ich schnell nach Rudolfseck und sorge dafür, daß der Leichnam noch in dieser Nacht lautlos unter Dach und Fach gebracht wird. Gehen Sie, ich bitte, und leben Sie wohl! auf Wiedersehen."

Sebastian schlug einen Weg durch's Gebüsch ein und Albert sah sich nun allein bei dem Todten. Er beugte sich zu ihm nieder und wandte sein Gesicht nach dem Mondschein. Der Mensch war eben erst im Verscheiden begriffen, doch völlig bewußtlos, wie's schien. Schaudernd betrachtete Albert dies Gesicht — es war Walter, den er erschossen hatte. —

Der Elende hatte geendet und nachdem ihn Albert zur Seite des Wegs gezogen, setzte dieser eilig seine Wanderung fort. — —

---

Mochte es auch etwas Uebles oder ein Narrenstreich gewesen sein, was er gethan hatte, doch that ihm schon das Bewußtsein wohl, nur überhaupt etwas gethan zu haben, steigerte aber auch zugleich seine Ungeduld, mehr zu verrichten. Alles, was er während der letzten achtzehn Monate erlebt hatte, war ihm nur zur Hälfte klar geworden, Personen und Begebenheiten hatten sich ihm dargestellt und waren seinem Blicke wieder entschwunden, eh' er sie noch genau kannte.

Wieder reis'te er jetzt Wochen lang umher, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben und ohne etwas zu finden, was ihn befriedigte. Er hielt sich kurze Zeit in einigen Städten auf, wo er Zeuge war von mittelalterlichen Volksspielen und Narrenfesten, Wallfahrten und Prozessionen, lauter Dingen, die man hier mit besonderer Vorliebe pflegte. Ihm mißfiel dieses Treiben sehr, welches eine vergangene Zeit auf den Thron hob und durch sein Getöse die Flügelschläge der neuen Zeit übertäuben sollte. Er sah, wie man Ruinen mit schweren Kosten zu erhalten suchte, wie man Bauten, deren selbst das Mittelalter müde geworden, auszuführen strebte, — er sah wohl,

daß all diese Dinge nur Wiegenlieder und Kinderklappern für die guten, deutschen Kinder wären, aber er hoffte auch mit vielen Andern auf den kräftigen, freien Sturm, der zu seiner Zeit all die kindischen Kartenhäuser über den Haufen werfen sollte. Er hoffte, daß ein deutscher Dom erstehen werde, der nicht zu Köln oder Straßburg, nicht in Wien oder München stände — der vielmehr seine Säulen zugleich in Nord und Süd, in Ost und West hätte und dessen Kuppel der blaue Himmel sei, von den Alpen bis zur Nordsee.

Albert empfand nach Allem, was er in den letzten Monaten gesehen und erlebt hatte, eine Uebersättigung und ein Unbehagen, welches er um jeden Preis bannen wollte. Er kannte jetzt wohl das Rechte und wußte, was ihm Noth war, aber er verstand das Vollbringen noch nicht.

„Ein wüstes Leben, ein Sinnentaumel und ein tolles Schwärmen, in dem ich mich Monden lang umhertrieb, wirkte wohl anfangs schlimm, ist mir aber am Ende doch zu einer Radikalkur geworden und hat mich geheilt." So schrieb er endlich an Bernhard und drückte zugleich den Wunsch aus, mit ihm einige Tage zuzubrin-

gen — nur konnte die Zusammenkunft nicht in Bernhards Wohnorte stattfinden.

Bald langte eine Antwort von diesem an. Bernhard versprach, sich auf einen kleinen Zeitraum von allen Geschäften frei zu machen und schlug als Punkt der Zusammenkunft einen kleinen Badeort vor, der ziemlich gleich weit von Beiden entfernt lag. —

---

# Fünfter Abschnitt.

# 1.

Im Bade, wo Albert ziemlich gleichzeitig mit Bernhard angelangt war, gab eine Kunstreiter-gesellschaft Vorstellungen, und als ein Mitglied derselben befand sich auch Sebastian hier. Dieser freute sich sehr, als er den Freund von Rudolfseck so unerwartet wieder fand. Er erklärte, daß er sich der Gesellschaft nur angeschlossen, weil sich ihm für den Augenblick kein anderes Unterkommen dargeboten hatte; übrigens fühlte er durchaus keinen Beruf und keine Lust zu dieser Kunst und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich wieder los zu machen.

Der „fromme Klub" hatte sich schon in den nächsten Tagen nach Alberts Weggange aufgelös't; die Besitzer des tief verschuldeten Schlosses waren gemeinschaftlich mit mehreren Andern wirklich ausgewandert und Adelgunde hatte sich dem Vernehmen nach wieder dem Theater zugewendet.

Auf Alberts Empfehlung war Bernhard bereit, auf einem der Güter eines Freundes den Jüngling als Oekonomielehrling unterzubringen und da er dazu in der That große Neigung bezeigte, so rieth man ihm, seine Trennung von jener unstäten Gesellschaft so schnell als möglich zu bewirken.

„Es wird dies wenig Umstände machen,“ sagte Sebastian. „Ich habe bisher wenig Geschick an den Tag gelegt und man wird mich gern entlassen. Der Director ist indeß jetzt in großer Verlegenheit, denn ein anderes Mitglied, jünger noch als ich, aber bisher hinsichtlich der Kunst die erste Zierde und der Stolz der Gesellschaft, ist seit ein Paar Wochen erkrankt und man muß stündlich seinen Tod erwarten. Ich habe den Ludwig, den armen Jungen, in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft recht lieb gewonnen und ich glaube der Einzige zu sein, dem er Aufschlüsse über sein Schicksal gegeben hat. Auch jetzt muß ich Sie verlassen und zu ihm gehen, denn er fühlt sich immer wohler, wenn ich ihm Gesellschaft leiste. Ach, diese Gesellschaft wird er nicht lange mehr nöthig haben, ich glaube

nicht, daß er mehr als zwei oder drei Tage erleben wird und ich bitte Sie, mir wenigstens diese kurze Zeit noch zu überlassen." —

„Der Name Ludwig erinnert mich an meinen verlorenen Schützling, von dem ich nichts wieder gehört habe," sagte Albert, als Sebastian das Zimmer verlassen hatte. „Sollte der Kranke vielleicht jener nämliche Ludwig sein? Wenigstens paßt das, was uns Sebastian von ihm sagte, genau für Jenen. Ich möchte den Knaben wohl besuchen, um mich zu überzeugen."

Nach wenigen Minuten erschien Sebastian wieder und zwar sehr niedergeschlagen.

„Er ist todt," sagte er; „man hat ihn sterben lassen, ohne mich zu rufen. Schon seit einer Stunde ist er verschieden. — Nun, ich begebe mich jetzt völlig in Ihren Schutz, ich mag mit jenen Leuten jetzt nichts mehr zu thun haben."

„Darf man den Todten nicht sehen?" fragte Albert.

„O ja, dazu werden Sie Gelegenheit haben, denn man wird ihn vor zwei oder drei Tagen nicht begraben. Ach, er war ein seltsamer Junge, sprach selten und zeigte gegen die meisten Menschen

großes Mißtrauen. Ich vermuthe, daß er auch Grund dazu hatte, denn er mag wunderliche Schicksale erlebt haben und hat mir sogar Manches davon erzählt. Ein kleines Bild, welches ein wunderhübsches Mädchengesicht vorstellte, trug er stets bei sich. Es mochte ein altes Familienstück sein, aber der närrische Junge, der anfangs wohl nicht gewußt hatte, daß das Original schon vor grauen Jahren gestorben, hatte sich förmlich in dies Gesicht verliebt und hielt das Bild werther, als seine Augen."

Albert ließ sich das Bild beschreiben und es blieb ihm kein Zweifel, daß jener Knabe sein Ludwig war. Auch Bernhard erkannte aus dieser Schilderung, daß von einer ihm wohlbekannten Person die Rede sei.

„Wenn es wirklich derselbe ist, den ich meine," sagte er, „so erinnere ich mich jenes Bildes sehr wohl. Es stellte eine Verwandte seiner Familie vor, die vor etwa anderthalb hundert Jahren gestorben ist und in Deiner Vaterstadt begraben liegt, Albert. Doch erzählen Sie uns, was Sie ferner von dem Knaben wissen, Sebastian; ich werde dann selber einige nähere

Auskunft über sein Schicksal geben können, wofern ich mich nicht in der Person irre."

„Ich könnte sehr viel über seinen Charakter und sein Betragen sprechen," fuhr Sebastian fort; — „doch ich will mich jetzt nicht dabei aufhalten. Er trug den Gedanken, daß er bald sterben werde, immer mit sich herum und schien ganz zufrieden damit. „Ich muß wohl schnell sterben," sagt' er einmal, „weil ich ein Gestorbenes liebe." Er meinte das Original seines Bildes. Aus manchen seiner Aeußerungen erfuhr ich bald, daß er noch Eltern, wenigstens einen Vater haben müsse und daß er keineswegs von niederm Herkommen sei. Doch nie hielt er sich gern bei diesem Gegenstande auf, bis ich allmählig mehr sein Vertrauen gewann. Sein Vater, ein reicher Mann (dessen Namen er jedoch nie nennen mochte), hielt ihn für todt. „Es brach," erzählte er, „plötzlich einmal des Nachts Feuer in unserm Hause aus und ich benutzte diesen Umstand, um unbemerkt zu entfliehen — denn dazu hatte ich einen guten Grund, obwohl mich mein Vater sehr lieb hatte. Ich erfuhr später, daß man mich in den Flammen umgekommen

glaubte, und daher blieb ich auf meiner Flucht sicher vor Verfolgung. Während ich unstät umher irrte, nahm sich ein junger, freundlicher Herr, dem ich zufällig begegnete, meiner an und brachte mich zu einem Landgeistlichen. Ich war anfangs mit meinem Loose dort recht zufrieden und glücklich, weil mich Niemand mit unnützen Fragen quälte. Aber plötzlich mußte ich auch diese Zuflucht meiden und entfernte mich ohne Abschied auf's Eiligste, weil ich meinen Vater im Dorfe bemerkte. Ich trieb mich wieder einige Zeit in der Irre umher, bis ich zu dieser Gesellschaft kam."

„Und was war der Grund, welcher ihn nöthigte, vor dem Vater zu fliehen?

„Dies ist ein Geheimniß, welches er unter keiner Bedingung verrathen wollte," antwortete Sebastian. „So oft ich in ihn drang, mich darüber aufzuklären, ward er stumm und blieb Stunden lang einsilbig, bis ich von andern Dingen zu reden begann."

„Ich werde diese Erzählung, die in der That keine erfreuliche ist, ergänzen können, sagte Bernhard, der nach dem Gehörten keinen Zweifel

mehr haben konnte, daß er Ludwig kenne. „Doch wir wollen dies auf einen der nächsten Tage verschieben, um uns den heutigen nicht durch weitere Betrachtung eines düstern Gegenstandes noch mehr zu trüben.“ — — —

Für Sebastian ward es nicht schwer, sich von dem nur aus Noth erwählten Berufe wieder frei zu machen und er blieb nun einstweilen bei den Freunden, um später mit ihnen nach dem Orte seiner neuen Bestimmung abzureisen. —

Albert fragte und forschte bei Bernhard jetzt eifriger denn je nach Paulinen und Allem, was sie betraf. Bernhard wich zwar keiner dieser Fragen aus, schien sie indeß auch nicht gern zu hören; und zwar keineswegs seinetwegen, sondern des Andern willen.

„Ich sehe,“ sagte er, „daß diese Neigung noch nicht in Dir erloschen ist, wie ich früher irrig glaubte. Sollte es jedoch für Dich nicht gerathen sein, wenn Du sie zu unterdrücken strebtest und das ganze Verhältniß zu vergessen suchtest? Da Du, auch abgesehen von der äußern Lage der Dinge, doch von ihrer Seite, wie ich weiß, nie Erwiederung gefunden hast und nun

vollends gar nicht mehr darauf hoffen kannst, so wird Dir bei all Deinen übrigen Bestrebungen, welcher Art sie auch seien, diese Liebe immer nur hinderlich entgegen treten. Raffe Dich zusammen, sei stark und vergiß was Du einmal nie gewinnen kannst. Es ist in der That an der Zeit, daß Du an wichtigere Dinge denkst. Welche Pläne hast Du für Deine Zukunft entworfen?"

„Noch keinen Plan," antwortete Albert düster, in welchem jene alte Gluth in der That jetzt so heftig wie je brannte und dem der Gedanke an Pauline alles Andere vergessen machte.

„Willst Du Deinen eigentlichen Beruf als Arzt nicht wieder erwählen?"

„Nein, dieser war ja überhaupt nie mein Beruf, und seit mir unwiederbringlich verloren ist, was allein im Stande gewesen wäre, mir jene Laufbahn erträglich zu machen, taug' ich gar nicht mehr für ein ruhiges, bürgerliches Leben. Von welcher Art das sein muß, was mir etwa noch dienlich sein kann, das weiß ich ungefähr, aber ein bestimmter Plan fehlt mir noch. Ich muß etwas thun, ich muß handeln können,

wenn mich das Leben nicht erdrücken soll. Wir haben uns lange genug an der Geschichte erbaut, haben in Betrachtung vergangener Thaten, dem was Andere vollbrachten, geschwelgt; um so inniger sehn' ich mich nun endlich einmal selbst zu handeln, mich selber in's Thatengewühl zu stürzen, damit alles Fremde, was mich jetzt nur höhnt, vor mir in meiner eigenen Wirklichkeit einmal untergeht. Ich bin der Rolle eines fernen Zuschauers herzlich müde. Und wahrlich, da der Wille vorhanden ist und hoffentlich auch die Kraft, warum sollt' ich nichts thun können? Der Werth und die Kraft, mögen sie moralisch, religiös oder sonst wie heißen, die in einer Persönlichkeit liegen, müssen sich auch in ihrer Macht äußern, können nicht spurlos untergehen."

Bernhard sah wohl, daß es im Innern seines Freundes noch ziemlich gährte, daß er noch kein bestimmtes Ziel vor sich hatte, und daß man es dem Zufall oder der Gelegenheit überlassen müsse, ihm ein solches Ziel zu zeigen.

Ludwig, den Beide noch einmal gesehen hatten, war begraben worden.

„Und Deine Erklärungen über das Schicksal des Knaben?“ fragte Albert, während Beide nach ihrem Gasthofe zurückkehrten.

„Der Vater desselben,“ sagte Bernhard, „war ein Graf Wallberg, ein Freund meines kürzlich verstorbenen Oheims.“

Albert entsann sich jetzt erst wieder einer Aeußerung jenes seltsamen Mannes, der ihm sagte, daß er sein Kind beim Brande seiner Wohnung verloren habe, und jene Wohnung hatte er ja selbst in Trümmern gesehen, als ihm eine alte Bäuerin Mehreres aus der Geschichte des Grafen mittheilte.

„Unter dem übrigen Nachlaß meines Oheims,“ fuhr Bernhard fort, „fand ich auch mehrere Briefe Wallbergs an Jenen, welche Ludwigs Schicksal hinreichend aufklären und die ich Dir mittheilen werde, da ich sie zufällig noch in meiner Brieftasche bei mir führe. Ich habe sie gestern erst mit Aufmerksamkeit durchgelesen und dabei ist mir Einiges, was nicht Ludwig betrifft, noch besonders aufgefallen, wie es auch Dir auffallen wird.“

Es war ein heiterer Nachmittag, wo es die

Freunde vorzogen, ihren Sitz in einer der grünen Lauben im Garten des Gasthauses zu wählen.

„Du kennst,“ fuhr hier Bernhard fort, „die Geschichte des Grafen Wallberg schon zum Theil aus der Erzählung jener alten Spinnerin. Er galt damals bei seinen Umgebungen schon für wahnsinnig, und allerdings muß man glauben, daß Momente geistiger Verwirrung bei ihm eintraten, wenn man Alles, was er damals und nachher that, erklären will. Er hatte zwei Söhne. Den ersten von jener Geliebten, die er später aus unbekannten Gründen verstieß und von der man eben so wenig wußte, was aus ihr geworden, als von ihrem Sohn. Er heirathete darnach ein armes Mädchen aus niederm Stande, Ludwigs Mutter. Wo und wie er sie kennen lernte, ist nicht bekannt geworden und erst kurz vor ihrem Tode scheint er die Entdeckung gemacht zu haben, daß sie die Tochter seiner frühern Geliebten war; — die Letztere hatte ihm aus leicht begreiflichen Gründen vom Dasein dieses Kindes, welches von fremden Leuten erzogen ward, nichts gesagt, es mochte schon sechs Jahr zählen, als die Mut-

ter Wallbergs Gesellschafterin auf seinem Gute ward, ohne zu ahnen, daß ihre eigene Tochter zwölf Jahre später dort als Gemahlin des Grafen eingeführt werden würde. Dieser soll seine junge Frau über Alles geliebt und auch recht glücklich mit ihr gelebt haben, bis er jene Entdeckung hinsichtlich ihrer Herkunft machte. Seitdem ward er so melancholisch und so sonderbar in seinem Betragen, wie er sich später stets zeigte. Bertha, die junge Frau, starb gleich nach Ludwigs Geburt, nämlich vor zwölf oder dreizehn Jahren. Der Graf vertraute den Knaben bald einer Erziehungsanstalt an, während er selber wieder Jahre lang auf Reisen lebte. Was ihn und den Knaben weiter betrifft, darüber geben nun eben jene Briefe Aufschluß, die ich sogleich holen werde."

Albert erwartete in der Laube Bernhards Rückkehr, welcher nach wenigen Minuten die fraglichen Papiere brachte. —

## 2.

„Diese Briefe," sagte **Bernhard**, „wurden, bis auf die ersten, welche etwas älter sind, sämmtlich im vorjährigen Frühling und Sommer geschrieben."

Er las darauf Folgendes.

### An Herrn von — —

Juni.

„Deine Briefe können von jetzt an regelmäßig an mich gelangen, denn meine langen Kreuz- und Querzüge sind nun zu Ende und ich habe mein altes Gut wieder als festen Wohnsitz gewählt. Eine wohlthuende, behagliche Ruhe ist mir aber deswegen noch nicht geworden. Ich fühle mich so heimathlos, wie noch nie in den letzten traurigen elf Jahren. Es ist mir, als hätt' ich **Bertha** erst gestern verloren, die lange Zeit hat mich nicht mit ihrem Verluste versöhnen können, eben so wenig, als Deine Deklamationen, die mir oft, ich muß Dir's gestehen, recht langweilig und verbraucht vorkamen, ja, oft hab' ich Deine Briefe mit einem wahren Ingrimm zerrissen

und in alle Winde verstreut. Laß Dich aber deshalb nicht abschrecken, mir recht häufig zu schreiben. Erst seit drei Tagen wohne ich hier, aber wie ich mich hier befinden, wie lang' ich es überhaupt hier aushalten werde — das weiß Gott."

„Dieser so schön gelegene Landsitz ist mir jetzt etwas Neues, denn Alles ist mir durch die lange Abwesenheit entfremdet worden. Die Erziehung meines elfjährigen Ludwig (der bis jetzt in einer Pension war) wird so ziemlich all meine Zeit hier ausfüllen." —

„Der Gedanke an den Knaben, das Kind meiner dahin geschiedenen Bertha, war es, der mich die letzten Jahre ertragen ließ. Ich vermied es bisher absichtlich, Ludwig zu sehen. Ich wollte den freudigen Tag noch recht lange hinausschieben, wo ich ihn endlich wieder erblicken würde, um ihn nie mehr von mir zu lassen und ihn selbst zu erziehen. Auch darum hast Du mich immer getadelt: ich sollte nicht so mit meinem eignen Glücke geizen. Nun hab' ich ihn bei mir. Aber es mischte sich ein bitteres Gefühl in die Freude, mürrische, schlimme Gedanken überkamen mich beim ersten Anblick des Knaben —

ich fürchte, ich glaube, er trägt den Keim eines frühen Todes in sich, das traurige Erbtheil seiner Mutter!" —

„Gott! wie vermocht' ich das doch so kalt, so trocken hin zu schreiben!"

„Wenn ich Dir fortan düster, trübsinnig vorkommen werde, Freund! so kennst Du den Grund, Du weißt, was mich unglücklicher machen wird, als ich es je gewesen." —

„Aber noch einmal: laß Dich nicht abschrecken, mir recht sehr oft zu schreiben. Was mich martert, will ich gern auch vor Dir zu verhüllen suchen, es soll in den Hintergrund treten, wenn ich zu Dir rede. Ich will den Philosophen spielen, ich will glücklich zu sein heucheln." —

„Die Pulse der Zeit gehen kränklich, fieberhaft. Es ist toll! mir sind sogar nicht wenige Menschen begegnet, die unglücklich scheinen wollten, die sich etwas darauf zu Gute thaten, die sich Mühe gaben, herzenskrank einherzugehen — denn das war die Hauptsache dabei! innerlich unglücklich ist Mode, äußerlich will's keiner der Herren scheinen: ein zerrissener Rock wäre ja unanständig, pfui! nur ein zerrissenes

Gemüth ist nobel. — Es giebt nur noch kranke Narren; die gesunden, wie Diogenes oder Eulenspiegel, sind längst ausgestorben. Die arme Menschheit ist toll, rein verrückt geworden. Da sollte man Häuser bauen, nicht um die Tollen hinein zu sperren, sondern um den wenigen Gesunden ein Asil zu geben. So ist jetzt das Verhältniß."

„Ja, ich will mich zwingen, heiter in die Welt zu blicken. Wozu auch sich grämen in den engen Grenzen dieses Lebens? Ich will, als ein Weiser, die beiden Grenzsteine dieses Lebens, Geburt und Tod immer recht fest im Auge behalten, den Eingang und den Ausgang: — denn nur auf diese Weise läßt sich das zwischen jenen Punkten liegende gehörig schätzen und richtig betrachten, während der Stumpfsinnige darin vergraben liegt, wie in einem Sumpfe, und sich nicht in die freie Sonnenhöhe zu heben vermag, von wo man das Leben klar überschaut."

Juni.

„Heute hab' ich zum Erstenmal wieder die Umgebungen meiner Wohnung gemustert. Das

Liebste dabei ist mir der weitläufige Park, den ich so ziemlich nach allen Richtungen durchkreuzt habe. Mehrere Stunden lag ich am Ufer des Flüßchens, das sich hier zwischen den grünen Ufern durchwindet. Da hab' ich in den blauen Himmel gestarrt, habe den Käfern zugeschaut, die die Spitzen hoher Grashalme erklimmen und da ist mir wieder einmal wohl geworden. Es liegt mir etwas melancholisch-süßes in solch einsamen Anschaun der Natur, was unendlichen Reiz für mich hat. Alles ist still ringsum, man hört nur ein leises, wohliges Summen und Rauschen, nur einzelne Vögel durchkreuzen vielleicht das Stück blauen Himmel, das man sieht, es ist ein Zustand —"

„Aber das ist ja kindisch! wirst Du bei Dir denken. Nein, es ist nicht kindisch, wenigstens nicht für Kinder der Natur. Mir ist freilich nicht unbekannt, daß es jetzt eine gewisse Sorte Menschen giebt (wenn sie den Namen verdienen), die dergleichen Gefühle verhöhnen. Die Poesie die ihnen ziemlich gleichbedeutend mit Aberglauben gilt, suchen sie aus dem Leben zu verbannen. Eisenbahnen lieben sie hauptsächlich deswegen,

weil sie glauben, daß diese das Poetische des Reisens vernichten müssen. Aber damit hat es glücklicherweise noch keine Noth. Ob es heißt, wir wechseln die Pferde, oder: wir nehmen Wasser ein — das gilt ziemlich gleich, und überdies giebt es ja noch unbetretene Berghöhen genug, der Busen der Erde schmückt sich noch grün und das Meer dehnt sich noch in seinem alten Bette. Käm' es auf jene trockenen, klugen Leute an, so müßte Gesang und Musik vergessen werden, die Farben müßten verschwinden und einem einförmigen Grau Platz machen, und die Völker der Erde dürften Alle nur im Frack nach berlinischem Schnitt einhergehen. Doch was kümmern uns die Thoren? sie werden sich überleben." —

„Raubt die Vorsehung dem fröhlichen Volke eine Ergötzlichkeit, so schenkt sie ihm dafür eine andere, an die noch kein Mensch gedacht hatte. Alles ersetzt sich." — —

Kurz nachher.

„Ich Thor! wie konnt' ich mich doch in süße Gefühle einwiegen — wie konnt' ich an einen freundlichen, heitern Zustand glauben, da mir

die Wirklichkeit doch das Herbe so tückisch nahe legt! Hoffnung ist eine dem Menschen angeborene Schwachheit. Soll er etwa seine Kraft daran prüfen? traurige Prüfung! nichts als Lug und Schein, immer sind wir die armen Betrogenen. Du willst eine Welle des Stromes erfassen und greifst eifrig darnach; aber die erfaßte wird stets eine andere sein; jene, nach der Du strebtest, ist längst stromunter geschwommen. Das ist unsere Hoffnung und unser Glück, wir sehen uns immer, immer getäuscht." — —

„Nichts, nichts mehr will ich hoffen. Wie sollt' ich auch hoffen können, wenn ich ihm in das krankhafte Gesicht schaue? Du wirst mich trösten wollen; aber ich bitte Dich ernstlich, kein Wort davon! Schreib' lieber von ganz andern Dingen, erzähle mir Neuigkeiten, was Du willst — aber kein Wort von Ludwig und meinen Befürchtungen. Ich seh' es nur allzu klar, daß er dem Tode verfallen ist. Ich soll wieder allein im Leben stehen — wenn ich das im Stande sein werde. — Lebe wohl." —

Januar.

„Du hast Dir unendliche Mühe gegeben, mich auf andere Gedanken zu bringen. Deine Sophistereien frommen mir aber nicht im Geringsten, sie werden zu nichte, wenn ich nur einen Blick auf meinen Ludwig werfe. Eben sitzt er mir gegenüber am Fenster. Er ist eingeschlafen und hat keine Ahnung von den düstern Gedanken, die mein Hirn füllen. Der Knabe hat ganz die Züge Bertha's — das blonde Haar, das man ihm lang wachsen ließ, vollendet die täuschende Aehnlichkeit; — aber wie ist er ihr ähnlich? Das ist nicht der blühende Jugendschimmer, in welchem ich sie früher prangen sah; das sind die Züge, die sie in ihren letzten Tagen trug.“ —

„Warum widerspricht sich die Natur so? warum schafft sie etwas mit all den glücklichen Anlagen, die eine lange, fröhliche Blüthe versprechen, und legt doch heimtückisch den Keim des Todes darunter?“ — —

„Wenn ich Nachricht verlangte, schrieb man mir stets, der Knabe befinde sich völlig gut; nicht die leiseste Andeutung ward mir von dem,

was ich jetzt nun so schmerzlich empfinden muß. — Er schläft ruhig. Könnte er ewig so fortschlafen und nie zu den schlimmen Tagen erwachen, die ihm die Zukunft bringen wird." — —

Wenig später.

„Jenes alte Volk pflegte alle Kinder, die nicht körperlich fehlerfrei waren, gleich nach der Geburt umzubringen. Man nenne das immerhin barbarisch, unmenschlich — es wurden dadurch viele Leiden erspart und man kannte nur ein herrliches, kräftiges Geschlecht. Die Zeiten ändern sich, die Menschen ändern sich; was dort Gesetz und Sitte war, ist hier Verbrechen; dort wandelten ideale Gestalten, Halbgötter, hier besteht über ein Drittel des Volkes aus Krüppeln und Kranken. — Sana mens in sano corpore, heißt es; — zwar weiß Jeder, daß ein kräftiger, gesunder Geist auch in morscher Hülle existiren kann; aber das kommt doch nur ausnahmweise vor, und g a n z entgeht der Geist dem Einflusse des Leibes nie." —

„Ja, man nenne es immerhin unmenschlich, aber ich habe hierbei nun einmal meine besondern

Gedanken, die sich wohl anfechten, aber nicht schlagen lassen. — Man hat Jahrhunderte lang das klassische Alterthum dazu gemißbraucht, auf staubigen Bänken sehr unklassische Krüppel zu erziehen; man hat Worte wiedergekäut und den Geist gefangen gesetzt, todte Phrasen geläufig gemacht und lebendige Thaten verpönt — — wohin führt das?"

„Ich bleibe dabei: es thut der Menschheit eine Kur auf Tod und Leben noth, sie muß eine Krisis bestehen — dann wird sie wie aus einem langen, bleiernen Schlafe erwachen, sie wird sich verjüngt fühlen und wird es sein."

„Jetzt ist Ludwig erwacht und lächelt mir freundlich entgegen. Ich heiße ihn das Zimmer verlassen, ich kann den Anblick des theuren, armen Kindes jetzt nicht ertragen. Ein unendliches Mitleid mit ihm hat mich plötzlich befallen. — Ich möcht' ihn in die Arme schließen und mich mit ihm zugleich in den Fluß stürzen! — Warum muß die Natur alljährlich frisch grünen und blühen, warum heuchelt sie ein so freundliches, schmeichelndes Leben und Weben? Mich durchbebt ein wüthender Ingrimm gegen die tückische."

„Bei Gott! fürchterliche Gedanken regten sich in mir, als ich den Knaben betrachtete. Da erwachte er und Liebe, mitleidige, wehmüthige Liebe gewann wieder die Oberhand in mir.“

„Erinnerst Du Dich noch, daß Du selbst einmal das Mitleid ein kränkliches Gefühl genannt hast? Du wirst dies nun für Scherz oder dergleichen ausgeben wollen, nach gewohnter Weise; aber ich glaube doch, Du hattest Recht. Mitleid ist etwas weichliches, schwaches, das man immer niederkämpfen sollte.“ —

Mai.

„Es hat hier in der Nähe ein Mensch einen andern im Zorn erschlagen und wieder ein Anderer ritt kürzlich aus Muthwillen ein Pferd zu Tode — welchen von Beiden nennst Du den Schuldigern? Pfui über die Antwort, die Du mir geben wirst, — ich kenne sie schon im Voraus. Ihr Menschen verläugnet auch in Eurer Moral Euren jämmerlichen Egoismus nicht.“ — —

„Ihr habt keine gesunde Kraft, keinen tüchtigen Willen; wer nur möglichst feig ist, gilt auch bei Euch für vorzüglich tugendhaft, und

der Feigste aber auch zugleich Frechste durfte am Ende unter Euch hintreten und ausrufen: ich bin der Staat! — Ich scheine Dir vielleicht etwas verworren zu reden; aber wenn Du Alles überlegst, was ich sage, so werden Dir meine Grundsätze hinlänglich klar werden.“ —

„Eines Einzelnen Grille zu gefallen sind so oft die kräftigsten und besten Individuen eines Volkes muthwillig hingeschlachtet worden und man ertrug dies, als müßt' es so sein — warum nun nicht dem Wohle des Ganzen auch einmal die Wenigen, die hier nicht glücklich werden und auch Andere nicht glücklich machen können — —“

„Aber Du wirst über meinen Brief ergrimmen, wenn ich so fortfahren wollte, ich komme immer vom Neuen auf das alte Thema.“ — —

„Gestern unternahm ich wieder einmal einen ziemlich weiten Streifzug durch die Umgegend. Während der Wanderung traten alle düstere Gedanken bei mir in den Hintergrund, mir ward wohl und leicht um's Herz. Ich freute mich über meine Stimmung und beschloß, sie dazu zu benutzen, daß ich Dir einmal einen heitern Brief schriebe. Deshalb macht' ich mich eher

auf den Rückweg, als es anfangs meine Absicht war, aber die tückische Natur mußte mir dennoch die Freude verderben. Ich hatt' es nicht bemerkt, daß sich ein Gewitter längst schon am Himmel gethürmt hatte. Jetzt aber brach es plötzlich los und ich flüchtete vor dem Regen in ein nahes, einzelnstehendes Haus."

„Ich wußte, daß sich jetzt einer meiner Bekannten hier aufhielt, der Arzt nämlich, den ich Dir schon öfters erwähnte. Ich ließ mich im Vorhause auf eine Bank nieder, während er drinnen bei dem Kranken, dem Familienvater, den er behandelte, verweilte."

„Eine Gruppe blühender Kinder erblickte ich in meiner Nähe, aber sie waren Alle traurig und schweigend, und als ich Eines von ihnen anredete, gab es mir zwar eine kurze Antwort, zog sich aber gleich darauf trauriger als zuvor in den fernsten Winkel zurück. Das Gewitter tobte indeß draußen fort. Ich vergaß Alles um mich her und schaute theilnahmlos durch die halboffene Hausthür in das Wetter hinaus."

„Es waren unterdessen noch zwei junge Wanderer in gleicher Absicht wie ich in das Haus

getreten. Ich war ihnen schon kurz zuvor einmal begegnet und sprach mit dem Einen, der mir nicht übel gefiel, einige Worte. Ich besann mich erst später darauf, was für verworrenes Zeug ich bei dieser Gelegenheit gesprochen habe. Jenen mußt' es unheimlich dabei werden und kaum hellte sich der Himmel ein wenig auf, so nahmen sie Abschied und ich konnte wieder über mein Geschick nachdenken."

„Lange mocht' ich so träumend da gesessen haben, als mein Freund plötzlich neben mir stand, der mich aus dem Sinnen erweckte. Er sah sehr ernst aus. Die Kinder waren schon früher, ohne daß ich es bemerkt hatte, aus meiner Nähe verschwunden und des Arztes Geschäft war für diesmal beendet, denn er kam eben von Sterbelager des Hausvaters. — Er sagte, daß er sich noch einige Tage in diesem Hause aufhalten und dann sogleich nach seiner Heimath zurückreisen werde."

„Ich erwähnte, ich weiß selbst nicht warum, der beiden Wanderer gegen ihn und wunderte mich, als er sehr eifrig forschte, wie sie ausgesehen hätten. Ich schilderte sie so gut ich konnte."

„„Vielleicht würden Sie länger mit dem einen

gesprochen haben,““ sagte er dann, „„wenn Sie gewußt hätten, wer er war.““

„Nun? fragte ich.“

„„Es war Ihr älterer Sohn, Albert,““ antwortete er.

„Du kennst die seltsame Abneigung, die ich zeither immer gegen eine Zusammenkunft mit Albert empfunden hatte. Er wußte nichts von mir und ich selber kannte ihn in der That nicht mehr.“

„Der Arzt, der statt meiner Albert erzogen hat, machte mir jetzt Vorwürfe wegen meiner Klagen um Ludwig. Jener sollte mir ein reicher Ersatz sein, wenn ich auch wirklich in Bezug auf Letztern mit meinen Besorgnissen Recht hätte.“ —

„Ich hatte meinen Sohn plötzlich gesehen und nicht erkannt! hatte ihn als einen Fremden weiter ziehen lassen!“

„Es ging von dieser Stunde an wirklich eine Veränderung in mir vor. Und ach, wie viel solcher Veränderungen hab' ich nicht schon erfahren. Ich lernte die einst geliebte Mutter Alberts hassen, als ich erfuhr, daß sie mich getäuscht hatte. Schon zuvor hatt' ich ihn fremden

Händen anvertraut und verstieß nun auch sie aus meiner Nähe. Und wie hat mir dann das Schicksal mitgespielt. Bertha das Kind, welches mich die Mutter hassen lehrte, lernte ich lieben und ich liebte es, wie sonst Niemand auf der Welt. Bertha starb und auch ihr Ludwig wird sterben. In einer Hinsicht ist dies freilich gut, denn das war eine Verwandtschaft, worüber die Welt die Köpfe schütteln würde, wenn sie etwas davon wüßte; eine Verwandtschaft, die hauptsächlich der Grund war, warum ich Albert stets fern von mir hielt. Er durfte und sollte nicht erfahren, wie all die Sachen ständen." —

„Jetzt wandelte mich auf einmal die Sehnsucht an (wenn es so heißen konnte), Albert wieder zu sehen und ich entschloß mich, den Wanderern nachzulaufen, so sehr auch der Arzt dagegen protestiren mochte."

„Er begleitete mich ein Stück Wegs, da er sah, wie seine Gegenreden fruchtlos blieben. Er äußerte unterwegs, daß er den Tod des Verschiedenen schon längst vorausgesehen habe — „„man muß täuschen, um zu trösten, wo man nicht helfen kann."" —

„Er mochte mit dieser Aeußerung für viele Fälle und auch für den gegenwärtigen Recht haben; aber bei mir ist dergleichen nie angewandt gewesen und dennoch folgt' er diesem Grundsatze auch bei mir in Bezug auf Ludwig, den er während seines hiesigen Aufenthalts beobachtet hat. — Ich glaube doch, ich werde noch selber der Arzt des Kindes werden!" —

„So ausweichend er mir auch immer antwortet und so vorsichtig seine Erklärungen auch immer sein mögen, so hab' ich ihm doch seine eigentliche Meinung bereits abgelauscht. Der Knabe, dies ist seine Ueberzeugung, kann noch manches Jahr zu leben haben, kann scheinbar sich einer blühenden Gesundheit erfreuen — aber dann wird plötzlich um so schneller das finstere Geschick seinen Lebensfaden zerreißen und das am Ende gerade zu einer Zeit — —"

„Doch von ihm genug für diesmal. Der arme Junge unterbricht mich selbst in der traurigen Schreiberei. Er bat um Erlaubniß zu einem seiner Lieblingsspiele und als ich sie ihm gegeben und ihm in die frohstrahlenden Augen schaute — Doch genug jetzt von ihm." —

„Ich erwähnte, daß ich Alberts Weg verfolgte, um ihn noch einmal zu sehen. Der Arzt hatte mich längst verlassen — und wirst Du glauben, daß ich den ganzen Rest des Tages in der Nähe der Wanderer blieb? Sie waren mir indeß immer ein Stück voraus und erst am späten Abend, als von Neuem ein Gewitter heraufgezogen war, kam ich in ihre Nähe. Es dunkelte bereits und ich bemerkte zu meiner Verwunderung, daß sich Beide trennten und verschiedene Wege einschlugen. Ich beeilte mich, Albert einzuholen und dies um so mehr, da ich sah, daß er des Weges völlig unkundig sein mochte. Es ward völlig finster und der Donner rollte, während ich ihm durch ein Gehölz nacheilte. Ich rief mehrmals seinen Namen, aber er schien mich nicht zu hören. Endlich war ich ihm ganz nahe gekommen, weil ich, der Localität vollkommen kundig, schneller vorwärts dringen konnte, als ich ihn beim Schein eines Blitzes plötzlich vor meinen Augen versinken sah. Er war von einem Felsen gestürzt und ich fand ihn ohnmächtig am Fuße desselben. Sobald ich mich flüchtig überzeugt hatte, daß er noch am Leben sei und

schwerlich einen bedeutenden Schaden genommen haben könne, rief ich die Bewohner eines nahen Hauses zu Hilfe und entfernte mich dann unerkannt und schnell. Ich mochte keine Erkennungsscene, am wenigsten vor fremden Augen, hier feiern. Albert soll überhaupt noch immer nichts von mir erfahren. Habe ich mich zeither schon, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, auf's Angelegentlichste um ihn bekümmert, so will ich diese Sorgfalt in Zukunft verdoppeln; aber erfahren soll er sobald noch nichts von mir."

„Während ich dies schreibe, erhalte ich so eben die Kunde, daß er sich vollkommen wohl in jenem Hause befindet."

„Das ist mir eine recht werthe Nachricht; aber sie gewährt mir auch nur geringen Trost. So wie ich meine Wohnung wieder betrat, fiel mir der alte Kummer doppelt schwer auf's Herz."

„Du schlugst mir im letzten Briefe vor, ich sollte zu Dir ziehen und Ludwig mitbringen, oder auch den Knaben lieber noch einige Jahre einer Erziehungsanstalt anvertrauen. Ich weiß, daß Du es gut mit uns meinst, aber ich muß Dein Anerbieten ablehnen. Ueberhaupt scheinst

Du ganz eigenthümliche Gedanken von mir zu hegen; Dein Brief hat etwas Komisches, was einen Andern leicht beleidigen könnte. Der Director der Irrenanstalt in B. sprach ungefähr eben so mit seinen Kranken, als ich vorm Jahr einen Besuch dort machte. So kurzsichtig bist Du! so kleinlich seid Ihr Alle! Nein, Freund, an mich mußt Du einen andern Maaßstab legen, Deine Philisterelle reicht nicht aus." —

Ende Mai.

„Du Thor! da all Deine hohlen Weisheitsprüche nichts mehr bei mir vermochten, da Du nun endlich all Deine arme Beredsamkeit vergebens bei mir erschöpft hattest, schriebst Du all meine Gedanken und Aeußerungen einer gewissen kränklichen Aufregung, einer geistigen Gereiztheit zu, die im Grunde Schwäche sei. Wenn Du den Brief, den ich jetzt schreibe, gelesen hast, so wirst Du finden, daß eine Dir unbegreifliche Stärke dazu gehörte, ihn zu schreiben. Glücklich genug, wenn Du ihn nur noch mit der Ruhe zu Ende lies't, mit der ich ihn jetzt schreibe."

„Am gestrigen Abend war es."

„Ich saß noch spät am offenen Fenster meines Zimmers. Der Wind hatte sich erhoben und machte die Baumwipfel unruhig. Aber ich, der ich schon seit einigen Tagen einig mit mir darüber war, was ich thun wollte, der ich jedes Für und Wider erwogen, bis ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich das Rechte thäte: — ich ging nun mit den seltsamsten Empfindungen an das Lager meines Ludwigs, dem ich vor zwei Stunden einen gewissen Trank gegeben hatte. Schmerzlos, sanft mußte er entschlafen."

„Ich trat jetzt an sein Lager und leuchtete ihm in's Gesicht. Er schlief nicht. Er lebte noch. Aber Besinnung und Sprache waren bereits verloren. Dennoch umzog noch ein mildes Lächeln seine Züge, als ich mein Gesicht zu dem seinigen neigte. Dann schlossen sich seine Augen völlig, das Lächeln blieb noch, aber er regte sich nicht mehr, er war entschlafen, um nie wieder auf Erden zu erwachen." —

„Das Mittel war heilsam und vortrefflich. Er schied so, wie ich es gewollt hatte, sanft und schmerzlos." —

„Ich saß noch eine lange Zeit am Lager und

mit jeder Minute nahm meine innere Ruhe zu. Doch will ich selbst Dir nichts weiter von meinem innern Zustande sagen, Du würdest ihn doch nicht begreifen, wie Du mein ganzes Thun und Lassen nicht begreifen kannst."

„Ich hatte mich schon längst in Allem vorbereitet, um augenblicklich abreisen zu können. Es war noch Nacht, als ich in den gemietheten Wagen stieg (meine eigene Equipage, so wie Alles Andere hatte ich bereits verkauft), und von dannen eilte."

„Die Sonne war aufgegangen, als ich an jenem Hause vorüberfuhr, wo der Arzt noch verweilte. Er rief mir zu, daß er im Begriff gewesen sei, mich heute noch einmal zu besuchen und sehr eifrig erkundigte er sich nach Ludwigs Befinden."

„Er ist todt, sagt' ich."

„„Todt? so schnell, so plötzlich?""

„Besser schnell und plötzlich in diesen Jahren, antwortete ich, als später auf schlimmere Weise, in einer Zeit, wo sein Bewußtsein gereifter, wo Gedanken und Pläne in ihm erwacht sein würden, während der Tod schon an die Thür

klopfte. Dem Kind ist alles derartige Leid erspart und ich habe lieber die ganze Last auf mich genommen. Nächstens sollen Sie von mir hören. — Dies rief ich dem Arzte aus dem Wagen zu und fuhr nun schnell davon."

„Während ich hier schreibe, erfahre ich durch einen Zufall aber mit Sicherheit, daß mein Haus in derselben Nacht, wo ich es verließ, in Flammen aufging, und daß Ludwig, in dessen Gemach das Feuer ausgebrochen zu sein scheint, mit verbrannte. Ich werde den Schaden, der dem neuen Besitzer des Gutes daraus erwächst, ersetzen. Sollte der Brand durch meine eigene Unvorsichtigkeit entstanden sein?"

„Ich werde Dir sobald nicht wieder schreiben, und will Dir auch meinen Aufenthaltsort, den ich oft genug wechseln werde, nicht angeben. Vergiß mich und mein Leid, wie ich selber mich bemühen werde, das letztere zu vergessen. Du hast mich oft (und höchst unnöthig!) erinnert, daß ich noch einen Sohn habe. Dieser wird von jetzt an meine ganze Sorge in Anspruch nehmen.

v. Wallberg."

## 3.

So hatte Albert auf einmal ziemlich genügende Auskunft über sich selbst erhalten. Weitere Fragen wären hier unnütz gewesen, was erklärt werden konnte, das hatten jene Briefe erklärt.

„Es ist wahrscheinlich," sagte Bernhard, „daß der Knabe auf die eine oder die andere Weise die Absichten des Vaters errathen hatte, daß er jenen Trank nicht wirklich nahm und den Grafen täuschte, und daß er gleich nach der Entfernung desselben auch seine Flucht in's Werk setzte — möglich, daß er dabei, sei es absichtlich oder durch Zufall, den Brand auch veranlaßte."

„Sie sprechen vom Grafen von Wallberg?" sagte Sebastian, der unterdessen in die Laube zu den Freunden gekommen war. „Ich kannte diesen Grafen wohl, als er sich in der Gegend von Rudolfseck aufhielt und verschiedenes, was ich in den letzten Tagen hörte, führte mich schon auf die Vermuthung, daß er Ludwigs Vater sein möge. Gut für Beide, daß der Knabe todt und begraben ist. Wallberg hält sich, wie ich so eben höre, seit vier und zwanzig Stunden in

dieser Stadt auf, wahrscheinlich ohne eine Ahnung davon zu haben, wen man heute hier begrub."

„Er weiß nun Alles!" sagte Wallberg, der jetzt aus der Nebenlaube trat, wo er seine Briefe und was man sonst sprach, von Anfang bis zum Ende mit angehört hatte.

„Es ist so weit mit uns gekommen," fuhr er zu den Ueberraschten fort, „daß wir uns jede überflüssige Scene ersparen können. Uns bleiben nur noch trockene Erörterungen übrig, und diese erlassen Sie mir für diesen Augenblick. Ich gestehe, daß mich das so eben Gehörte angegriffen hat. Genug, daß ich es weiß und daß Sie es wissen. Ich muß mich jetzt wieder in meine Einsamkeit zurückziehen — suche mich dort nicht eher auf, Albert, als bis ich Dich dazu auffordere. Dies soll Morgen, vielleicht schon in den nächsten Stunden geschehen. Wir werden Beide einige Zeit brauchen, um uns gehörig zu sammeln. Bis dahin — nun, ich werde Dich rufen lassen. Auf Wiedersehen." —

Mit diesen Worten, die ihm viel Mühe zu kosten schienen, entfernte sich Wallberg so schnell

er's vermochte, um für jetzt alles weitere Gespräch zu vermeiden.

Albert war unschlüssig, ob er ihm trotzdem nicht lieber sogleich folgen sollte und unterließ dies nur auf Bernhards Zureden.

„Du hast seinen Gemüthszustand schon früher kennen lernen," sagte der Letztere, „und ich fürchte, daß sich dieser in der letzten Zeit noch verschlimmert haben mag. Es bleibt Dir nichts übrig, als ruhig abzuwarten, was er beginnen wird. Er hat sich nie von Andern lenken lassen und wird es auch jetzt nicht. Wissen möcht' ich wohl, wie die artigen Leute in Rudolfseck über Dein Verhältniß zum Grafen so genau unterrichtet sein konnten, während Du selber keine Ahnung davon hattest."

„Sie waren, glaub' ich, von jedem Umstande durch Walter unterrichtet," sagte Sebastian, „welcher Alles genau ausgekundschaftet hatte. Denn ich erinnere mich, als ich der unbeachtete Zuhörer eines Gesprächs war, gehört zu haben, wie von einer bedeutenden Erbschaft die Rede war, die Ihnen zufallen würde, sobald dieser Graf stürbe und wie man Alles aufbieten müsse, um Sie, das heißt jene Erbschaft, fest zu halten.

Wie es jenen Leuten möglich ward, Alles so bestimmt zu erfahren, das dürfte schwer zu erklären sein. Genug, sie wußten Alles. Jedenfalls hat ihnen dabei auch Adelgunde, die Schauspielerin, gute Dienste geleistet. Sie war gewandt und erfahren in jeder Hinsicht, nicht allein in ihrer Kunst. Ich habe sie oft bewundert, denn sie verstand auch Dinge, die man sonst bei Frauen nicht erwartet. So war sie z. B. eine geübte Fechterin, ritt sehr gut und schwamm vortrefflich. Mit ihrer Schlauheit wußte sie durch Alles dies Wirkungen hervorzubringen, daß man glauben konnte, sie verstehe zu zaubern."

Sebastian wußte noch viel von ihr und ihrem Treiben zu berichten, doch Albert achtete wenig darauf. Ihn interessirte nichts mehr, was mit Adelgunde im Zusammenhang stand. Die Zeit, die er mit ihr und überhaupt mit jener Gesellschaft verlebt hatte, schien ihm rein verloren. Er war sogar froh, als jenes Gespräch endlich durch einen Boten unterbrochen wurde, der ihm einen Brief von Wallberg brachte.

„Ich schrieb," diese Worte standen auf dem Umschlag, „die inliegenden Blätter schon am

heutigen Morgen für Dich, als ich noch nicht ahnte, daß der Zufall so schnell eine Entdeckung unsers Verhältnisses herbeiführen würde. Schon seit Tagen fühle ich deutlich mein nahes Ende und ich beabsichtigte, mich wieder von hier zu entfernen und in völliger Einsamkeit meinen Tod zu erwarten. Erst wenn dieser erfolgt, solltest Du das jetzt Uebersandte erhalten. Das heutige Zusammentreffen hat dies nun anders gefügt. Ich könnte Dir mündlich mittheilen, was ich zu sagen habe; ich muß aber einsam sein und ein Gespräch zwischen uns würde überhaupt nutzlos bleiben, wie einmal die Sachen stehen. Begnüge Dich daher mit dem Beifolgenden und lebe wohl. — Dein Vater."

„Das heißt, er will Dich nicht wieder sehen," bemerkte Bernhard. „Und was sagst Du dazu? — Doch Du hast seinen Brief noch nicht gelesen."

Es war dies in der That ein wunderliches Schreiben und lautete so:

„Du hast bis diesen Augenblick geglaubt, schon seit früher Jugend vaterlos zu sein; dies war nicht der Fall, und erst jetzt bist Du es, da Du diesen Brief erhältst. Du wurdest unter Um-

ständen geboren, die Dir nicht gestatten, meinen Namen zu führen — ach! wie Vieles hängt nicht von Umständen ab, von Verhältnissen und wie man dergleichen Mißlichkeiten nennen mag. Ja, in dieser Stunde ist mir's wieder deutlicher denn jemals, daß die größten Sünden und Verbrechen (was die Welt so nennt) weniger von Individuen begangen werden, als vielmehr von gewissen bürgerlichen Einrichtungen, Gewohnheiten und Vorurtheilen. Von letztern bin ich, dem Himmel sei Dank, stets völlig frei geblieben und es geschah nur aus verschiedenen, sehr wohlgemeinten und triftigen Gründen, daß ich Dich stets fern von mir hielt und von einer andern Person erziehen ließ. Deine Mutter, die ich einst wahrhaft liebte, hatte mich hart getäuscht, sonst würd' ich sie nie von mir entfernt haben. Sie ist nun auch gestorben, wie mir berichtet worden. Sie hat bis an ihr Ende in derselben Stadt mit Dir gelebt, doch war stets durch mich dafür gesorgt (ebenfalls aus guten Gründen), daß Du so wenig etwas von ihrem Dasein und ihrer Nähe, als sie von der Deinigen erfahren konnte. Erst in ihren letzten Tagen scheint sie ein Zufall auf Deine Spur

geführt zu haben, Du hast selbst ihren Tod gesehen, doch wurde glücklicherweise verhindert, daß sie Dir Eröffnungen machte."

„Das wunderliche Schicksal wollte, daß ich in der Folge ihre Tochter sah, liebte und mich mit ihr vermählte, ohne ihre Herkunft zu kennen. Diese war das liebenswürdigste Weib, welches ich je kennen lernte — aber sie starb früh und hinterließ nur einen Sohn (der zugleich Dein Bruder und Neffe!). Doch ich will mich hierbei nicht weiter aufhalten; Du wirst alles Nöthige erfahren und dann daraus auch mein Benehmen erklären können."

„Ich habe Dich nie vernachlässigt, stets den wärmsten Antheil an Dir genommen, obwohl ich Dich erst seit einem Jahre ungefähr wieder persönlich kenne. Von dieser Zeit hab' ich Dich aber auch nie aus den Augen gelassen — Dein Bruder war gestorben und ich konnte Dir um so leichter auf all Deinen Irrfahrten folgen, wo ich, ohne daß Du etwas ahntest, Dich auf's Genaueste kennen lernte, um all Dein Thun und Treiben, Deine Absichten und Pläne wußte. Jetzt, wo ich Dir dies eröffne, wird Dir so mancher Umstand

einfallen, der damit im Zusammenhange stand. Je länger ich Dich beobachtete, um so lieber gewann ich Dich, wenn auch der Grund vielleicht nur der war, daß ich eine außerordentliche Aehnlichkeit zwischen Deinem und meinem Charakter und unserer ganzen Sinnesweise bemerkte. Auch ich habe all die Stimmungen durchlebt, die Dein waren und die Dich oft quälten; auch ich habe in dumpfem Brüten meine schönsten Jahre verloren, um am Ende nichts gethan zu haben. Das letztere sollte mit Dir anders werden und gerade deshalb mochte ich nicht mit Dir zusammen leben, denn um Dich aus dem thatlosen Träumen aufzurütteln, war Dir eine bessere Gesellschaft nöthig. Daher ließ ich auch das alte Verhältniß immer fortbestehen und empfahl Oswald, bei dem Du wohntest, immer die größte Sorge, um Dich zum Handeln, zur Thätigkeit anzuregen."

„Du wirst jetzt mein einziger Erbe sein und es ist bereits dafür gesorgt, daß Du gleich nach meinem Tode in Besitz meines bedeutenden, jetzt nur noch in Kapitalien bestehenden Vermögens kommst. Du wirst damit auf eine Weise schalten, die Dir und Andern nützlich ist. Du darfst

kein bloßer Träumer mehr sein, Du mußt ein Thäter werden."

„Nur mit Mühe gelang mir's, Dich vor einiger Zeit von einem so unnützen Plane abzubringen, als Du Dich in völliger Einsamkeit, vielleicht gar in einem Urwalde der andern Halbkugel vergraben wolltest. Du hattest Dir über den Grund jenes Planes noch nicht vollkommen Rechenschaft gegeben, warst über Dein eignes Selbst noch zu sehr im Irrthum. Es war nichts, als Dein Individuelles, was Dich beengte und ängstigte, dies nur sehntest Du Dich abschütteln zu können. Ich kenne diesen Zustand sehr wohl aus eigner Erfahrung. Man möchte seinen Geist mit dem Allgeiste vereinen — oder der Geist ist vielmehr schon damit vereint und man sehnt sich nur, den irdischen, kleinen Leib abzulegen, welcher allein es ist, der das hervorbringt, was man Individuum nennt. Ist man dessen erledigt, so ist auch all die verhaßte Abgeschlossenheit fort und man ist so frei, daß es kein Ich und kein Du mehr giebt. Das war's, wornach Du Dich sehntest, nur wagtest Du nicht, es Dir selbst einzugestehen." —

„Und doch," sagte Albert, welcher Bernhard den Brief vorlas, „war es das nicht und wird es nie sein, was ich verlangte. Wo wäre dann ein Zweck und was läge dann überhaupt daran, ob es einen Zweck giebt? Könnte an irgend einem Ding dann noch etwas gelegen sein? Nimmt man mir die individuelle Unsterblichkeit, so ist unser ganzes Leben hier nur ekle Träumerei und Possenspiel — mein Zweck dann nur, das ganze Narrenfest mitzumachen, wie es Andere mitmachten und mitmachen werden. Das Possenspiel ist dann nur selber Zweck des Possenspiels. — O, stånd' es so, dann sollte sich die Menschheit lieber sofort in den tiefen Schlummer legen: denn wozu die elende Galgenfrist bis an's Ende auskosten? Vermögen sich jene Weisen nicht einmal in die Höhe zu heben und all die lärmenden Werkstätten der Menschen zu überschauen, all ihre Schulen (wozu lernen sie?), ihre Kirchen, ihre Kriegsheere und all ihr mannichfaches Thun und Treiben. — Wenn sie all diese Arbeit und Mühe überschauen, werden sie dann nicht ein Grauen vor ihrer Meinung empfinden? wozu das Alles, wenn es nicht eine

wahre Frucht tragen soll? Wie kann die Menschheit Krone und Endziel der weiten Schöpfung sein, da diese Menschheit mit ihrer Erde nur ein Stäubchen im All? Oder da das Schönste, wessen sich der Mensch bewußt werden kann, nur eine Ahnung des Schönen ist?"

„Am Ende hat auch Wallberg in seiner Art recht und Du —"

„An mich kommt das überhaupt zu spät, was er da auf Einmal berührt. Meine Gedanken waren schon oft anderer Art, früher und später, als er mich kennen lernte. Ich kam schon zu der Ueberzeugung, daß ich auf dieser Erde recht froh und zufrieden werden könnte und in solchen Augenblicken erschien mir dann die ganze Ewigkeit mit all ihren Wundern recht schal und öde. — Doch wie ich sehe (sagte Albert, im Begriff weiter zu lesen), hat mein Vater auch daran gedacht. Er fährt fort:

„Noch ganz in jener Stimmung befangen, geriethest Du, wie ich beobachtete, in eine Lage, die Dir wahrscheinlich völlig neu war. Ich meine Deinen Umgang mit Adelgunde und deren Freunden. Anfangs sah ich die ganze Sache nicht

ungern, weil ich hoffte, Du werdest das Leben da mehr praktisch kennen lernen. Darin sah ich mich auch bald getäuscht und es war hohe Zeit, als jenes Verhältniß zerrissen wurde, wobei Du nichts, als neuen Ueberdruß am Leben gewonnen hattest. Dennoch ist seit jenen Tagen wieder eine alte Leidenschaft in Dir erwacht; — ich würde Dir Glück dazu wünschen, aber unter den obwaltenden Verhältnissen kann sie Dir nichts weniger als förderlich sein. Entsage Deiner Pauline — es ist dies jetzt nothwendig für Dich und dies Entsagen sei zugleich die Buße dafür, daß Du linkisch genug die rechte Jugendzeit verloren hast. Du mußt Dich jetzt ernstlich emporraffen, der bloße Wille gilt nichts, es muß in der That geschehen. Sei nicht mehr unstät, schwanke nicht mehr. Haltlos in Allem umher schwirren ist viel jämmerlicher, als einen falschen Weg energisch verfolgen. Was Du auch beginnen magst, immer sei es Eines, ein Ganzes — dies gilt in allen möglichen Verhältnissen, in jedem Beruf, jedem Streben! Das Gegentheil zerstreut, zersplittert die Kraft. Aber nun endlich etwas verrichten zu können, verläugne einmal Deine Schwärmerei,

Deine Liebe, denn diese sind's, die den Menschen verhindern, etwas Großes zu vollbringen, groß zu sein: — je größer im Gemüth, um so kleiner vor der Welt."

„Ach, es sind Alles meine Fehler, vor denen ich Dich da warne. Ich habe leider am Schlusse meines Lebens nur die Einsicht gewonnen, daß ich Alles verfehlt habe. Handle im entgegengesetzten Sinne, damit Dir nicht ein gleiches Schicksal wird!"

„Ich weiß, daß Du nicht dafür geschaffen bist, was man ein ruhiges Leben nennt. Nun, die Zeit wird Dir Gelegenheit geben, durch ein unruhiges Leben nützlich zu werden. Die Zeit, ich meine die Menschen, sehnen sich nach That, ohne welche kein Leben; bürgerliche Freiheit ist der Wahlspruch, auf sie geht alles Streben und aller Ingrimm gilt dem Mangel derselben. Die Welt ist zwar scheinbar jetzt still, aber ich erkenne die Zeichen sehr wohl, die ihr baldiges Lautwerden verkünden. Das wie und wann kennt nur die Vorsehung, aber sei Du wachsam mit den Wachsamen. Die romantische Zeit ist freilich zu Ende. Es gilt nicht mehr, nach fernen Inseln

zu ziehen und dort ein Reich der Glückseligen zu gründen; nicht mehr, sich zusammen zu rotten, und durch Gewalt, wie ein Ungewitter die Luft, die engenden Fesseln zu sprengen; es gilt freilich nur, die Welt zu verbessern, so wie sie dasteht und nicht urplötzlich eine neue, ungewohnte zu schaffen. Aber ein Sturm thut dennoch noth und dieser Sturm wird nicht ausbleiben; die Kriegstrompete wird durch Europa schallen, ungeheure Kämpfer werden in die Schranken treten, aber das Recht wird triumphiren und die Mächtigsten werden erniedrigt werden."

„Sei Du fest, und sorge, daß Du in dem Wirbel, in den wohl Alles einmal gerathen muß, nicht untergehst. Bricht auch Alles ringsum, ständest Du nur allein noch fest und wärest Dir dessen bewußt, so ist Dir dies auch der Beweis, daß Aller Untergang nur Lüge ist. Denn nichts geht unter, was nicht schon im scheinbaren Werden ein Untergegangenes war."

„So lang' es nur Fürsten und Regierungen überlassen ist, Geschichte zu machen, so lange stehen die Völker auch noch unreif da; aber der Meinung der Völker wird ihr Recht werden. Die

Wahrheit, schlicht und klar wie sie ist, wird siegen. Wozu soll auch falsche Schlauheit, hinterlistige Politik dienen? Was der Redliche, Aufrichtige will, sagt und thut, das findet endlich seinen guten Boden und trägt Frucht, trotz der momentanen Eroberungen der Versteller und Heuchler."

„Dein eigen Herz wird Dir's sagen, sobald Du das Rechte erwählt hast. Ich habe das oft an mir selbst und auch an Andern in tausend kleinen Fällen erfahren. Eine Handlung, die ich vollbrachte, ein Gedanke, eine Idee, die ich faßte, ein Gedicht, welches ich niederschrieb — ob dies Alles gut und tüchtig war, dafür hatt' ich immer den besten Probirstein an mir selbst: Denn das Gute, Tüchtige wird, wenn wir's schufen, unser Gemüth wunderbar, kräftig und nachhaltig stärken. Nur sei man stets redlich und aufrichtig gegen sich selbst. Was dann nicht eine gewisse Zufriedenheit in uns zurückläßt, war unächt."

„Ich habe gesagt, was Dir von mir zu wissen nöthig war, oder deutete wenigstens an, wie Du Dir eine Kenntniß des Uebrigen verschaffen kannst. Ich werde Deinem Pfade nicht weiter folgen und

da ich, sobald Du das gegenwärtige gelesen hast, ohnedies nicht mehr am Leben bin, so sind Dir alle weitere Forschungen nach mir erspart. Lebe wohl und werde glücklicher, als ich es war. Du hast noch die Zeit und Gelegenheit."

„So bunt und kraus auch dieser Brief zum Theil klingt —" sagte Bernhard.

„Bei mir hat er den Nagel doch ziemlich auf den Kopf getroffen!" fiel Albert ein. „Ja, mir, mir vor Allen ist ein reges Leben nöthig, nur in einem Sturme werd' ich Ruhe finden. Aber was soll ich thun? Das Vermögen, das mir zufällt, an Pulver und Waffen wenden und nach dem Orient damit ziehen, dort Gut und Blut daran setzen, um einem harmlosen Volke die Freiheit bewahren zu helfen? Wie? was soll ich in unserer dumpfen Ruhe beginnen?"

„Zuerst kalt überlegen," erwiederte Bernhard, „jede Uebereilung vermeiden, Du wirst ruhig sein können, wann Du es willst." —

„Zuerst will ich ihn noch einmal sprechen, obwohl er sich mir entziehen will," sagte Albert nach einigem Nachdenken. „Aber damit dürfte nicht zu säumen sein."

Er ging, um den Vater aufzusuchen.

Bald war die Wohnung des Grafen Wallberg erfragt und Albert pochte an die Thür des Zimmers, welches man ihm genannt hatte. Als nach wiederholtem Pochen kein Herein zu hören war, öffnete er. Der Graf saß an einem Schreibtisch, und schien eifrig in eine Schrift vertieft, denn er sah sich nicht einmal nach dem Eintretenden um, dessen Anrede er gar nicht bemerkte.

Endlich näherte sich Albert dem Vater. Dieser regte sich nicht. Er war todt. Wahrscheinlich erst wenige Minuten vor Alberts Eintreten, hatte ihn, während er sich eilig auf die Abreise vorbereiten wollte, der Schlag getroffen.

---

# Sechster Abschnitt.

## 1.

Jene, die das rege, frische Leben der Jugend verpönten, verleideten, haben auch hauptsächlich die kranke Sentimentalität, die hohle Schwärmerei oder, was noch schlimmer, den leidigen Indifferentismus und jeden ähnlichen Mehlthau, der zu Zeiten überhand nahm, auf dem Gewissen. Die begeisterte Theilnahme der Jugend am Streben nach dem gemeinsamen Wohl ward von oben herab zum Verbrechen, von den Philistern in der Tiefe aber gar lächerlich gemacht. Die klugen Gärtner beschnitten die Bäumchen so lange, bis sie nur noch taube Blüthen oder Krüppelfrucht tragen konnten; viele gesunde Stämme mußten jämmerlich verkommen. Das Leben ward verboten, höchstens das Träumen geduldet. Aber die schönere Jahreszeit muß endlich kommen und sie macht Vieles gut, was die ängstlichen Gärtner verdarben. Ein tüchtiges Gewitter ist ein Segen für's Land.

Wallberg hatte recht gesehen: es thürmten sich allerdings schon Ungewitter am Horizonte der Zeit, und mit jedem Augenblicke konnten sie losbrechen. Dies war es, was Alberts Gedanken jetzt zumeist in Anspruch nahm, während andere Umstände, z. B. der, daß er jetzt ein reicher Mann geworden, völlig in den Hintergrund treten mußten. Wahres Leben in der Gegenwart, warme Theilnahme an der wirklichen Welt — was er seit längerer Zeit geahnt und gesucht, und nur immer verfehlt, das nahm ihn jetzt in der That in Anspruch. Das luftige, ideale Vaterland, welches er sonst durchschweifte, wo er sich an leeren Schattenspielen zu erquicken suchte, dieses schrumpfte nun zum freilich kleinern, aber weit erquicklichern, wirklichen, irdischen Vaterland zusammen und für das letztere wirken zu können, darauf ging sein Sinnen. —

Nur heute noch weilte man in diesem Orte, den man morgen verlassen wollte, um Alberts Heimathstadt wieder zu besuchen. Dort war er dann auch Paulinens traulichem Dörfchen näher gerückt, vor den Thoren konnte man in bläulichen Umrissen die fernen Berge unterscheiden,

welche das Thal und den See umschlossen. Sollte er sie wiedersehen?

„Und warum sollt' ich mir das versagen?" dachte er, während er jetzt noch im Zimmer des Gasthofes einsam durch das weinlaubumkränzte Fenster schaute. „Warum sollt' ich sie nicht wiedersehen dürfen?"

Seine Begeisterung war doch nicht ausschließlich patriotischer Art — ihr Bild drängte sich immer durch all seine Gedanken und seine nur allzu rege Phantasie malte ihm unaufhörlich Scenen des Glückes vor, über die der kalte, trockene Verstand sein trostloses „unmöglich" aussprach. Und er konnte also doch nicht eher Ruhe finden, so lang' ihn ein recht stürmisches Leben nicht unmittelbar packte. Glücklich waren seine Phantasiegebilde, aber freilich nur leere Gebilde, wenn er sich darein versenkte, dann wandelte er neben ihr, sprach mit ihr, war selig — — —

Die Thür öffnete sich und Sebastian stürmte, mit einem Zeitungsblatt in der Hand, herein. „Gute Nachrichten!" rief er. „Die Feindseligkeiten haben begonnen — hier! lesen Sie! Der Feind hat die Grenzen überschritten

und es ist bereits Blut geflossen. Ach, nun vergeh' ich vor Ungeduld und es schmerzt mich jede Minute, die wir noch hier in Unthätigkeit verbringen."

Albert hatte indeß den betreffenden Zeitungsartikel flüchtig durchgesehen.

„Wahrlich, das sind gute Nachrichten — für mich, mein' ich — denn Sie haben ja doch schon eine andere Bestimmung und werden so bald noch nicht Theil nehmen an dem beginnenden Gewühl." —

„Nicht Theil nehmen?" rief Sebastian. „Ei, nichts kommt mir erwünschter, als dieser Krieg, der hoffentlich nicht so schnell durch diplomatische Federn geschlichtet wird. Gebe der Himmel, daß Alles nur durch's Schwert in's Gleiche kommt. — Ich nicht Theil nehmen? was glauben Sie von mir? ich zähle nun beinah sechzehn Jahr und kenne jetzt keine andere Bestimmung, als die mir der Krieg giebt. Bin ich doch in meinem letzten nun abgeschüttelten Berufe ein tüchtiger Reiter geworden! die Sache hatte also doch ihren Nutzen."

„Und was wird Bernhard zu Ihrem Ent-

schlusse sagen? Ich glaube, er hat Ihretwegen schon an seinen Freund geschrieben."

„So mag er's widerrufen. Er kann ja doch auch nicht anders — doch nein, er wird nicht mit uns wollen, er hat daheim eine Frau." —

„Gut, gut!" sagte Albert. „Er kann allerdings seinen Brief widerrufen und wir bleiben beisammen und ziehen mit einander, junger Freund."

„Aber wann, wann?"

„Sie wissen ja, daß wir morgen schon reisen."

„Ja; aber nach einer langweiligen Stadt, wo mich die Häusermassen erdrücken werden."

„Nur nicht zu stürmisch," antwortete Albert; „mein Wort darauf, wir wollen nichts versäumen."

Albert war selber viel aufgeregter, als er's blicken ließ; aber es war das nicht mehr die bange, quälende Aufregung, die er früher immer empfunden; er wußte jetzt, was er wollte und es war völlig hell in ihm. Das Vergangene war ein Zustand, den er wie einen drückenden Alp abschütteln mußte, um frei um sich schauen zu können, um im Stande zu sein, das Wahre,

das Rechte zu ergreifen und zu handhaben. Obwohl er den drückenden Zustand schon lange fühlte, lernte er ihn doch jetzt erst deuten und damit zugleich bezwingen. Auf die Bangigkeit folgte nun Erlösung, fröhliche Aufregung auf das dumpfe Leben, auf die ängstende Meeresstille glückliche Fahrt.

Sebastian hatte keine Ruh' und Rast, und es war vielleicht das erste Mal, daß Albert Gelegenheit hatte, einen Andern zur Geduld zu ermahnen. Bernhard schien sehr zufrieden mit den Absichten der Freunde, wiewohl er selber an dem, was sie bewegte, keinen thätigen Antheil nehmen konnte. —

Unter den Gesprächen, die nur das Bevorstehende betrafen, verging auch die Reise, die, wie beabsichtigt, am nächsten Tage angetreten ward, sehr schnell.

Es war ein heiterer Nachmittag, als Albert die Thürme seiner heimathlichen Stadt, die er seit Jahresfrist nicht gesehen, zum Erstenmal wieder erblickte. Aber es war ihm, als wären seitdem so viel Jahre als Monate verflossen. Langsam fuhr man nun durch ein wohlbekanntes Thor

und durch die Straßen, die noch ganz das alte, vertraute Ansehen hatten, nur daß hier und da ein neues, stattliches Gebäude entstanden war. Der Thurm von St. Martin ragte wie immer in seinem alterthümlichen, gothischen Schmuck empor, aber das verbrannte Schenkhäuschen gegenüber prangte jetzt stolzer, war um einige Stockwerk erhöht und stand nicht mehr so ärmlich und zwergenhaft vor dem Riesenthurme.

Auch Oswald erschien ganz als der Alte.

Wallberg hatte kurz vor seinem Tode noch einmal an ihn geschrieben und er kannte daher ziemlich genau Alles, was in der letzten Zeit vorgefallen, bis auf das, was Ludwig betraf, über dessen Schicksal er erst jetzt Gewißheit erhielt. Er hatte in der That geglaubt, daß der vom Vater ermordete Knabe verbrannt sei.

„Wallberg,“ sagte er, „schrieb mir, ich könne Dir jetzt über Alles, was Dich und ihn betreffe, Aufschluß geben, so wie auch über die Gründe —“

„Lassen wir alles Vergangene ruhen!“ fiel ihm Albert in's Wort. „Was ich zu wissen nöthig habe, weiß ich bereits zur Gnüge. Mich

soll von jetzt nur noch die Gegenwart in Anspruch nehmen."

Darauf theilte er ihm seinen Plan mit, an dem bereits begonnenen Feldzug Theil zu nehmen. Oswald billigte dies nicht.

„Das bedeutende Vermögen, welches Dir jetzt zu Theil geworden," sagte er, „sollte Dir ganz andere Pläne vorzeichnen und jedenfalls empfehl' ich Dir vor jedem vorschnellen Schritte noch reifere Ueberlegung."

„Mit der Ueberlegung bin ich schon fertig," entgegnete Albert. „Der Mammon, der mir jetzt ganz unnütz ist, hätte mir wohl unter anderen Verhältnissen Dienste leisten können; jetzt betracht' ich ihn sehr gleichgültig und ich bin mit meinem Plane bereits so ganz im Reinen, daß an eine Aenderung desselben gar nicht mehr zu denken ist. Ich habe sonst wohl von einem ruhigen, traulichen Leben geträumt, aber die einzige Bedingung dazu ist unerfüllbar, unmöglich geworden." — —

„Sebastian wohnte ebenfalls bei Oswald, bei dem er sich schnell beliebt machte. Albert konnte sich in diesem Hause jedoch nicht recht

heimisch finden, obgleich er von Oswalds wohlwollendsten Gesinnungen überzeugt war. Der Letztere hatte von jeher zu wenig Uebereinstimmendes mit ihm gehabt, als daß er ein rechtes Vertrauen zu ihm hätte fassen können. Er überließ ihm daher auch jetzt gern die Gesellschaft des Jünglings und hielt sich ausschließlich zu Bernhard. Dieser weilte indeß nur wenige Tage hier und reis'te dann nach seinem Landsitze ab. Albert versprach, recht bald dorthin zu folgen, nachdem Jener seine Ankunft nur einigermaßen vorbereitet haben würde.

„Schreib' mir zuvor, wie Alle gegen mich gesinnt," sagte er beim Abschiede zu dem glücklichern Freunde — „denn vielleicht wär' es doch besser, ich folgte Dir nicht dorthin."

Darauf ging er nach Hause.

„Sie werden nicht errathen," sagte Sebastian, „von wem ich eine Nachricht für Sie habe und ich weiß auch freilich nicht, ob Ihnen diese Nachricht angenehm sein wird."

„Nun?"

„Von Adelgunde."

„So ist mir die Nachricht nur gleichgültig.

Weder Liebe noch Haß, gar nichts hab' ich für sie. Und wie kamen Sie zu der Nachricht?"

„Adelgunde ist hier. Ich traf sie auf der Straße und sie erkannte mich sogleich wieder, trotz der Verwandlung, die mit meinem Aeußern vorgegangen. Sie forschte sehr eifrig nach Ihnen und bat mich dringend, Sie zu einem Besuche bei ihr zu bewegen. Hier ist ihre Adresse, die sie mir gab."

„Was will sie von mir. Daß unser sehr leichtes Band längst von selber zerrissen, weiß sie doch." —

„Je gleichgültiger Sie sind, um so eher können Sie ihr den Gefallen thun. Ich weiß selbst nicht, was mich bewegt, Ihnen zu dem Besuche zu rathen. Wirklich, Adelgunde ist nicht so schlimm, als sie Ihnen erscheinen mußte. Ich habe sie von mancher guten Seite kennen gelernt und alles Uebrige, was sie sich auch zu Schulden mochte kommen lassen, geschah aus Schwachheit und durch die Macht der Verhältnisse."

„Die Vertheidigung beruht auf schwachem Grunde," erwiederte Albert. „Auch ich habe sie kennen gelernt, mein junger Freund, und

zwar von schlimmen Seiten, von denen schwerlich eine nur auf Schwachheit beruhte. Doch werd' ich zu ihr gehen, da ich in den Tagen, die wir noch hier zubringen, ohnehin wenig Gutes vorzunehmen weiß."

„Ich hab' ihr auch schon versprochen, daß Sie sicher kommen würden, und sie erwartet Sie gewiß schon recht sehnlich." — —

Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich ein sehr materielles Anliegen wird es sein, was sie meinen Besuch verlangen heißt! dachte Albert, während er sich nach dem abgelegenen Stadtviertel auf den Weg machte, wo sich ihre Wohnung befand. Erst als er sich derselben näherte, bemerkte er, daß sie sich ganz in der Nähe des Friedhofes befand, auf welchem der sonderbare Todtengräber sein Wesen trieb, der ihm fast ganz aus dem Gedächtniß entschwunden war.

Erst nach langem Suchen und Fragen gelang es ihm, die bezeichnete Wohnung zu finden. Man wies ihm das Nebengebäude eines sehr unansehnlichen Hauses. Er ging den unreinlichen Hofraum entlang und betrat dann eine altersschwache Treppe, die unter seinen Tritten seufzte

und knarrte. Oben angelangt, befand er sich in völliger Finsterniß und erst nach mehrern Sekunden, als sich sein Auge an das Dunkel gewöhnte, unterschied er einige Thüren. Er pochte an die erste. Niemand rief herein und er öffnete.

Hier gerieth er in eine Schuhmacherwerkstätte, unter das unerfreuliche Chaos von altem Schuhwerk, Lederstückchen, Draht und Weichwanne, wie es ein solcher Ort nur bieten kann. Der einsame Bewohner dieser Zelle arbeitete fleißig am Fenster und pfiff dabei unermüdlich einem Gimpel eine einförmige Melodie vor. Der Mann mußte halb taub sein, denn er bemerkte den Gast erst, als dieser dicht neben ihm stand und ihn anredete.

„Die Dame wohnt neben mir,“ sagte der Schuhmacher, während er sein Käppchen vom Kopfe zog. Keine gute Wohnung für ein so junges, hübsches Blut. Für unsereinen freilich gut genug. Mir ist die Stille lieb, ich kann dabei doch meinem Vogel was beibringen und er würde sein Stückchen längst inne haben, hätt' ihn der vermaledeite Todtengräber nicht immer irre gemacht.“

Albert blickte durch das kleine Fenster, welches die Aussicht auf den wohlbekannten Friedhof gewährte, welcher unmittelbar darunter lag. Auch die Wohnung des Todtengräbers war in unmittelbarer Nähe.

„Ich durfte das Fenster nicht öffnen," fuhr der Schuhmacher fort, „gleich öffnete der Todtengräber auch seines hier drüben und pfiff so buntes, krauses Zeug, daß mein Vogel irre werden mußte. Das ist nun glücklicherweise anders geworden."

„Pfeift der Todtengräber nicht mehr?"

„Nein, bei ihm ist Pfeifen und Singen vorbei. Er hat diesen Morgen seinen Lohn gefunden. Werden Sie's glauben? Der Spitzbube hat, wie man nun erst entdeckte, seit langen Jahren alle Todten bestohlen. Heute Morgen aber werden die Arbeiter plötzlich durch einen dumpfen Schall erschreckt. Sie forschen nach und finden, daß ein altes Gruftgewölbe eingestürzt war. Darin fand man nun auch den Todtengräber, den ein Mauerstück erschlagen hatte. Ein offener und durchwühlter Sarg neben ihm und einiges alte Geschmeide in seiner Tasche, so wie viel

ähnliche Merkmale in seiner Behausung verriethen zur Gnüge, welch sauberes Geschäft der Bursche getrieben hatte. Er hat seinen gerechten Lohn."

„Gewiß, und Ihr Vogel kann nun hoffentlich ungestört studiren. Aber die Dame wohnt neben Ihnen, Freund?"

„Neben mir, die nächste Thür. Und wenn Sie außerdem meiner benöthigt sein sollten — gute, dauerhafte Arbeit und billiger Preis —"

„Jedenfalls — ich merke mir Ihre Wohnung," sagte Albert, während er das Gemach verließ, um an der nächsten Thür anzuklopfen.

Die Stimme, die ihn hier zum Eintreten einlud, hatte bekannten Klang. Und er trat ein.

Adelgunde erhob sich von ihrem Sitz am Fenster und trat ihm einen Schritt entgegen.

„Ich dank' Ihnen vom Herzen," sagte sie, „daß Sie mir die Freude machen — ach, ich hatte das kaum zu hoffen gewagt."

Es war noch Adelgunde, die edle, hohe Gestalt, der schöne Kopf mit den dunkeln Locken und feurigen Augen, wiewohl die Gluth der letztern fast etwas matter schien; auch die Stimme dünkte ihm minder klangreich, aber trotzdem fast

einnehmender wie früher. Ach, und in welchen Verhältnissen erblickte Albert diese Adelgunde hier! ein enges, niedriges Gemach, so ärmlich als nur möglich ausgestattet. Ein kleiner, fast ganz erblindeter Spiegel, ein Tischchen, wenige gebrechliche Stühle, am Fenster kein Vorhang — so sah es in dem Raume aus, wo sie selber in ziemlich dürftigem Anzuge wohnte.

Albert überschaute das Alles mit einem Blicke. Ein mitleidiges Gefühl regte sich in ihm. Jene Menschen hatten sie also doch nur benutzt, so lange sie konnten, um sie dann ihrem unerfreulichen Schicksal zu überlassen.

„Und Ihr Wunsch, Adelgunde?" fragte er nach einem Stillschweigen von mehrern Sekunden.

„Nur Sie noch einmal zu sehen, noch einmal mit Ihnen zu sprechen. Es thut mir leid, Sie in so wenig glänzenden Umständen empfangen zu müssen — doch, kümmern wir uns nicht um Aeußerlichkeiten. Ich fürchte Sie ungeduldig zu machen, und möchte Ihnen doch recht viel sagen. Schon, daß Sie überhaupt gekommen sind, macht mir Muth. Ach, ich ahne wohl Ihre Gedanken — Sie sehen in mir nichts, als die

entlarvte Heuchlerin, das leichtfertige Mädchen, das mit dem Heiligen zu spielen wußte und sich zum Werkzeug der gemeinsten Menschen erniedrigte, die — —"

Sie schien hier gewaltsam Thränen zu unterdrücken. — „Ja, mein Wunsch ist, daß Sie etwas milder über mich denken möchten, wenigstens nicht schlimmer, als ich's verdiene. Albert, gerade von Ihnen verachtet zu sein, schmerzt mich am tiefsten — die ganze übrige Welt sollte mich nicht kümmern."

„Von Verachtung ist keine Rede, Adelgunde — nehmen Sie die Versicherung, daß ich stets mit Theilnahme Ihrer gedenken werde. Es wird wohl dies das letzte Mal sein, daß wir uns begegnen, denn ich bin im Begriff —"

„Ich kenne Ihren Plan," sagte sie; „Sebastian hat mir davon gesagt. Nur weil ich hörte, daß Sie diesen Ort bald für immer verlassen, bat ich Sie, mich zu besuchen, sonst hätt' ich diese Bitte nimmer gewagt. Aber Sie sollten dennoch einen andern Entschluß fassen."

„Nichts davon, ich bitte. Mein Entschluß ist fest."

„Ich hatte einst eine Freundin, Albert, die mir über Alles werth war. Ich spreche da von einer Zeit, wo ich noch nicht Dinge erlebt hatte, die für Andere traurig, für mich traurig und schmachvoll zugleich waren. Aber ich hatte zugleich einen Freund, den ich liebte, wie ich seitdem nur noch einen geliebt habe. Er erwiederte meine Neigung. Der Freundin theilte ich bald mein Verhältniß mit jenem Manne mit und machte auch Beide mit einander bekannt. Bald kam ich in den unglücklichen Fall, den Geliebten oder die Freundin, vielleicht Beide verlieren zu sollen. Denn kaum hatten sie einander gesehen, als ich in den Hintergrund treten mußte, er trug all seine Liebe auf meine Freundin über. Auch sie gestand mir bald unter Thränen, daß sie ihn liebe — ich war unglücklich, doch was sollt' ich thun? Ich fühlte, daß er nur noch ein freundschaftliches Wohlwollen für mich hatte, sonst nichts. Die Freundin war mir so theuer wie immer. Nun, was sollt' ich thun? Ich wollte das Glück der Freundin, ich entsagte und ließ Beide glücklich sein —"

„Wozu diese Geschichte, Adelgunde?"

„Nun, Sie haben einen Freund, der Ihnen und dem Sie gewiß unendlich mehr gelten, als damals meine arme Freundschaft werth sein konnte. Um wie viel eher muß es daher nicht möglich sein, daß er an Ihnen handelt, wie ich an meiner Freundin? Es gilt ein herzliches, aufrichtiges Wort von Ihnen, so lös't er ein Band, welches ohnehin nur äußerlich geknüpft ist — Sie knüpfen ein neues, festeres und sind glücklich.“

„Wer sagt Ihnen, Adelgunde —“

„Schon in Rudolfseck wußt' ich um Ihre Liebe, Walter hatte mir Alles erzählt. Nur in der Folge erfuhr ich erst die nähern Umstände und wie sehr es Ihnen damit Ernst war. Ich suchte jene Liebe in Ihnen zu ertödten, verzeihen Sie mir das, es geschah nur, weil ich Sie selber liebte. Aber eben darum möcht' ich Sie glücklich wissen. Geben Sie die Kriegsgedanken auf, Albert, sprechen Sie jenes Wort zum Freunde und Ihr höchster Wunsch kann in Erfüllung gehen.“

„Sie haben sich wahrhaftig genauer um Alles bekümmert, was mich betrifft, als ich ahnte. Doch sprechen wir nicht von mir. Wollen Sie

mir nichts über Ihre Absichten sagen; werden Sie sich der Bühne wieder zuwenden?"

„Schwerlich, Albert. Ich habe die Welt genug gesehen, um ein völlig zurückgezogenes, stilles Leben führen zu können. Zeit zum Nachdenken wird mir nicht fehlen. Ich kann alt werden in diesem Gemache — es bietet eine Aussicht, die den Meisten traurig scheinen möchte, aber ich schaue da doch in's Grüne, wenn auch mit keiner andern Hoffnung, als der, bald selbst unter jener grünen Decke zu ruhen." —

„Sie werden meine derzeitigen Umstände kennen, Adelgunde. Sie befinden sich nicht in der besten Lage und — nun, wir waren ja sonst gewohnt, offen zu sprechen! Sie werden eine Hilfe von mir annehmen —"

„Nein, nein, Albert — selbst wenn Sie mir Ihren Besuch versagt hätten, würde mir das kaum so schmerzlich gewesen sein, als ein solches Anerbieten —"

„Sie kennen mich —"

„O ja, — und daß auch Sie mich so kennen möchten, wie ich wirklich bin! Doch, das ist unmöglich. Als es eine Zeit gab, wo ich glauben

durfte, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei — ja, damals machte mir Alles Freude, was von Ihnen kam. Doch bitte, kein solches Anerbieten wieder — zwischen Ihrem Innern und mir herrscht eine viel zu weite Kluft. Aber ein Andenken hab' ich trotzdem für Sie."

Sie öffnete ein Schränkchen und während sie sich sichtbar anstrengte, heiter zu erscheinen, übergab sie Albert einen sorgfältig in Papier gewickelten Gegenstand.

„Oeffnen Sie das Couvert nicht eher, als bis Sie mich verlassen haben. Darum muß ich in jedem Falle bitten. Sie werden aus diesem kleinen Andenken ersehen, daß die Gabe zu spioniren, die mir leider Ihre Abneigung erwarb, doch auch nützlich sein kann. Und nun, Albert, waren meine letzten Wünsche erfüllt. Sie werden nie wieder von mir belästigt. Ich habe Sie noch einmal gesehen, gesprochen, Sie scheiden freundlich von mir — weiter konnt' ich nichts hoffen. Leben Sie glücklich! Mein übriges Leben wird ein Gedenken an Sie sein. — Adieu!"

Albert zögerte, er wollte noch sprechen; aber sie drängte ihn selbst nach der Thür.

„Vergessen Sie mich lieber ganz" — sagte sie. „Denn wenn Sie an mich denken, könnt' es doch nur Mitleid sein, was Sie empfinden, und das wäre mir kränkend. — Adieu, Albert."

Er befand sich wieder allein auf dem dunkeln Vorsaal und während er die morsche Treppe hinunter stolperte, begleitete ihn noch die einförmige Melodie des Schuhmachers.

Er schöpfte frischen Athem, während er durch die Straßen eilte. War dieses Weib in der That nicht so schlimm, als sie sich ihm früher gezeigt hatte? Er empfand wirklich inniges Mitleiden mit ihr, und ihre Worte klangen so bestimmt, waren so dringend gewesen, in ihrem letzten Adieu lag ein so wahrer Ton des letzten Abschieds — ja, er hatte sie gewiß zum letzten Male gesehen. —

Gedankenvoll war er weiter und weiter gegangen, ohne zu wissen wohin, bis er sich plötzlich in jenem Parke und in der Nähe des öffentlichen Gartens befand, wo er einst Paulinen wieder sah. Der Ort frischte alle Erinnerungen auf, die ihm um so schmerzlicher waren, da ja doch Alles verloren blieb.

Er hatte sich auf eine Bank im Garten gesetzt und hing hier seinen Gedanken nach. Endlich erinnerte er sich der Gabe Adelgundens, an die er auf dem ganzen Wege nicht wieder gedacht hatte. Er zog das Papier hervor und öffnete das Siegel. Es lag ein Miniaturporträt darin — Paulinens Bild.

Arme Adelgunde — trotz Allem, wozu sie sich verleiten lassen, meinte sie es doch wohl redlich im Herzen.

Er saß noch lange, lange im Anschauen des meisterhaft gemalten und täuschend ähnlichen Bildchens versunken.

Gott weiß, wie traurig und einsam die arme Geberin jetzt sein mochte — er konnte an nichts weiter als an Paulinen denken. —

## 2.

„Ich freue mich," sagte Sebastian, „daß Sie noch eine bessere Meinung von ihr bekommen haben. Sie erschien nur immer in schlechtem Lichte und das oft ohne ihre Schuld. Glauben Sie, in Rudolfseck fügte sie sich nur scheinbar

den Absichten der Andern, während sie nur ihren eignen Plan ausführen wollte. Auch ich habe sie eine Zeit lang verkannt und habe das nachher bereut. Wer weiß, wie schwer es ihr geworden ist und wie viel sie sich selber versagen mußte, um Ihnen die Freude mit dem Bilde zu machen. Daß Sie ihr Unterstützung anboten, war nicht gut — hätt' ich daran gedacht, so würd' ich Sie zuvor gewarnt haben. Sie wollte nichts als ein freundliches Wort von Ihnen und das haben Sie ihr durch jenes Anerbieten verbittert. Sie mag wohl ein sehr kümmerliches Leben führen, doch würde sie unter den gegenwärtigen Umständen sich am allerwenigsten von Ihnen unterstützen lassen mögen."

„Sollte sie wirklich entschlossen sein, ein so einsames, freudeloses Leben bis zum Schlusse zu führen?"

„Entschlossen gewiß. Aber welcher Arme, Verlassene in ihrer Lage kann jeden Entschluß zur Ausführung bringen? Sie muß sich wohl Allem fügen, was das Schicksal ihr sendet. Wir aber wollen das wenigstens nicht so geduldig, Albert! Wann brechen wir auf? wie lange sollen wir noch

hier brach liegen, während von Tag zu Tage die Dinge sich ernster gestalten! Wer weiß, was wir in den letzten Tagen versäumt haben, wer weiß, was in dieser Stunde in jenen Feldern geschieht — und wir fehlen dort noch immer. Wie kalt, wie ruhig sind Sie auf einmal geworden!"

In diesem Augenblicke ward Albert ein Brief übergeben. Er erkannte die Handschrift sogleich, obwohl er sie erst einmal gesehen; der Brief war von Blandinen, die ihm schrieb wie folgt:

„Mein unstäter Freund!"

„So eben ist Bernhard wieder bei uns angekommen und berichtet, daß Sie ihm in wenigen Tagen folgen würden. Freilich würden Sie hier viel Neues sehen, Alles hat sich verwandelt. Neue Häuser, neue Gärten mit neuen Blumen und jungen Obstbäumen, blos die Menschen sind nicht neu — ach ja! wir sind Alle etwas älter geworden, älter als man erwarten sollte, da doch erst ein kurzes Jahr vergangen, seit wir uns das letzte Mal gesehen. Im Allgemeinen leben wir noch ganz wie sonst. Wir Mädchen fahren hinüber und herüber auf dem See, nur Pauline

kommt selten zu uns. Sie ist von Tag zu Tage stiller und einsilbiger geworden. Ich glaube, sie ist recht unglücklich, denn — ich will nur offen gegen Sie sein — sie hat ihren Bernhard wohl eigentlich nie geliebt. Sie hat einen sonderbaren Charakter, ich würde mich in gleicher Lage wahrhaftig ganz anders benommen haben. Aber sie kannte damals keinen andern Mann und dazu kam, daß sie sich stets dem Willen ihrer Mutter unbedingt unterwarf, auch in Dingen, in denen sich eigentlich kein Mensch einem fremden Willen unterwerfen sollte, weil daraus nur Unheil entstehen kann. Sie bildete sich dann wohl sogar ein oder suchte sich wenigstens zu überreden, daß sie Bernhard liebe, was um so leichter möglich war, da er in jeder Hinsicht ein höchst achtungswerther Mann ist. Erst nachdem sie ihm verlobt war, machte sie andere Erfahrungen und ward sich bewußt, daß die Achtung, die sie für ihn hegte, durchaus keine Liebe war. Aber sie hat mehr Charakter als mancher Mann — wiewohl mancher Mann solche Charakterfestigkeit Schwäche nennen möchte — sie glaubte nicht mehr zurücktreten zu können und ist heute noch überzeugt, recht gethan

zu haben, daß sie ihm ihre Hand gab. Fehlte es ihr doch auch völlig an Rath von Andern, vereinigten sich doch auch all ihre Umgebungen, um sie zu dem unglücklichen Schritte zu verleiten. So lieb sie mich hat, so wies sie doch mit Bestimmtheit all meine Rathschläge zurück, die ich ihr gab, als es noch Zeit war — ihr gegebenes Wort ging ihr über Alles und — genug, sie ist unglücklich geworden."

„Bernhard ist noch bis diesen Augenblick verblendet genug, sich geliebt von ihr zu glauben, wiewohl alle Andere vom Gegentheil überzeugt sind. Selbst die Mutter, wenn sie sich's auch nicht merken lassen will, scheint im Stillen zu bereuen, daß sie Paulinen zu dieser Verbindung getrieben hat."

„Vor Kurzem schrieb Bernhard, gleich nachdem er mit Ihnen im Bade zusammen gekommen, daß Sie ein ganz Anderer geworden. Der Brief war an Paulinen gerichtet, die ihn mir mittheilte. Er schrieb, daß Ihre Neigung für sie völlig erloschen, daß Sie ruhiger, glücklicher wie sonst seien und jeder Jugendthorheit entsagt hätten. Was Pauline über diese Mittheilung

dachte, sprach sie nicht aus; mir entging aber der Sturm nicht, der ihr Inneres durchtobte. Ich kannte Bernhard zu gut, um nicht glauben zu müssen, daß er sich sehr in Ihnen irre. Pauline aber war durch den heillosen Brief nur noch unglücklicher geworden."

„Und wozu theil' ich Ihnen das Alles mit? Doch ja, es sollte nur das lange Vorwort zu der kurzen und bündigen Bitte sein: nicht hierher zu kommen. So schlimm auch die Sachen stehen, so beruhigt die Zeit doch vielleicht Vieles und wenn man auch nicht vergessen lernt, so lernt man, wie gesagt, doch wenigstens ruhig sein. Ihre Anwesenheit könnte jedoch neue Stürme erregen und die Heilkraft der Zeit auf lange, vielleicht auf immer unwirksam machen. Also ist's besser, Sie kommen nicht. Führen Sie Ihren Plan, von dem wir auch schon unterrichtet sind, aus — wenn's nöthig ist, werden wir schon von Ihnen hören können."

„Ich weiß nichts mehr zu sagen, und zögere doch immer, die Feder nieder zu legen — sollt' ich etwas vergessen haben? Wohl schwerlich. Denken Sie an meine Bitte, stören Sie die

Ruhe nicht, die man hier mühsam erringen wird, und leben Sie wohl. Blandine."

Albert verstand hier sehr viel zwischen den Zeilen zu lesen. Er kannte nun Blandinens Art, ihre Briefe zu schreiben, schon hinlänglich. Sie schrieb über sich selber kaum ein Wort, und doch stand mehr in den Briefen von ihr, als von allen andern Gegenständen, deren sie gedachte.

„Doch, was der Brief auch enthält" (dachte er bei sich), „eine Einladung zu kommen steht wahrlich nicht drin. Ich muß dies Mädchen bewundern, sie hat viel Kraft, sich selber zu verläugnen. Aber soll ich mich abhalten lassen, zu ihnen zu gehen?"

„Sie sinnen nach?" sagte Sebastian. „Hoffentlich enthält dieser Brief nichts, was uns wieder einen Aufenthalt bereitet."

„Ach nein, Lieber, dieser Brief könnte uns eher zur Eile treiben. Aber Geduld! Es gilt höchstens noch einige Tage; während dieser Zeit bleiben Sie hier bei Oswald und ich mache noch einen Ausflug auf's Land. Dann reisen wir unwiderruflich unserer Bestimmung entgegen."

„Noch einige Tage!"

„Aber die letzten,“ sagte Albert, während er das Zimmer verließ. — —

In aller Frühe am nächsten Tage befand er sich auf dem Wege nach dem See. Der leichte Wagen rollte seiner Ungeduld viel zu langsam dahin und je mehr er sich dem Ziele näherte, um so schwerer fiel ihm der Gedanke auf's Herz, daß dies der letzte Besuch sein solle und daß mit ihm alles Hoffen und alle Freude vorüber sein werde.

Ueberall gestattete er nur die nöthigste Rast und so sah er sich auch diesmal, während die Sonne noch ziemlich hoch stand, auf jener Anhöhe, von wo man das Thal überschauen konnte.

„Und wenn ich Adelgundens Rathe folgte,“ dachte er; „wenn ich an die Freundschaft appellirte und es würde möglich, was ich kaum zu träumen wagte?“

Der Wagen rollte am Saume des Waldes die Höhe langsam hinab. Das Dorf hatte ein neues, recht freundliches Ansehen, die meisten Häuser waren stattlicher als zuvor aus der Asche empor gestiegen; aber es war nicht mehr das alte, trauliche Dörfchen; die weißen, neuen Giebel ragten schon viel zu klug und vornehm empor.

Er ließ den Wagen nach dem Gasthause vorausfahren und ging langsam auf dem bekannten Pfade nach seinem Ziel. Den Garten umgab jetzt statt des frühern, grünen Zaunes ein elegantes Spalier. Mehrere der breitwipfeligen Obstbäume waren verschwunden und das neue Gebäude stellte sich dem Blicke freier dar. Die Fenster waren um eine halbe Elle höher als im alten Hause; das grüne Weingeländer, welches bis zum ersten Stock reichte, war noch ziemlich kahl. Ein kommendes Geschlecht konnte sich vielleicht hier heimisch fühlen; aber die Veränderungen machten, wenigstens auf Albert, keinen angenehmen Eindruck.

Doch da zeigte sich eine alte, vertraute Gestalt. Blandine erschien an der Gartenthür, als er im Begriff war, einzutreten.

„O weh, Sie haben meine Bitte nicht berücksichtigt," sagte sie.

„Ei, Blandine, ich weiß, wie Sie immer scherzen, mögen Sie bitten oder befehlen. Und kommen mußt' ich ja doch einmal —"

„Sie wissen recht gut, wie ernsthaft ich es gemeint habe, Albert. Ich glaube, es hat Sie

außer mir noch Niemand bemerkt — kehren Sie lieber gleich wieder um."

„Und was wäre bei meinem Besuche zu fürchten? Ich bleibe einen Tag hier, gewiß nicht länger, und wenn man im Begriff ist, von lieben Freunden für immer zu scheiden, so wird doch ein Abschied erlaubt sein?"

„Sie lassen sich nicht abweisen. So gehen Sie nur hinein. Alle, die Sie suchen, treffen Sie beisammen. Ich mag gar nicht dabei sein, gehen Sie; Sie haben sich meine Ungnade zugezogen."

Mit diesen Worten verließ sie den Garten und ging in's Dorf. Albert schaute ihr einen Augenblick nach, dann wandte er sich rasch nach dem Hause.

Sein Erscheinen brachte bei den einzelnen Gliedern der kleinen Gesellschaft, die er versammelt fand, sehr verschiedenartige Wirkung hervor. Ueberrascht waren Alle durch sein plötzliches, unvermuthetes Auftreten. Bernhard bezeigte große Freude darüber; Pauline hätte Jedem, der die Verhältnisse nicht kannte, gleichgültig erscheinen mögen, sie empfing ihn beinahe stumm; aber die

scheinbar theilnahmlose Stille, war die eines See's vor dem Sturm. Die Mutter konnte eine gewisse Verlegenheit nicht recht verbergen, sie war nicht mit sich einig, wie sie sich benehmen solle. Alles brachten jedoch die beiden Schwestern aus dem Försterhause in's Gleiche, die den lange nicht gesehenen Gast mit der offensten Freundlichkeit begrüßten und es ihm durch tausend Fragen, die leicht beantwortet waren, auch leicht machten, sich gehörig zu orientiren und zu sammeln.

Endlich erschien auch Blandine wieder.

„Wir hatten neuerdings einen Gast hier," sagte sie, „einen Maler, der sich in unsern Bergschluchten umhertrieb und Felsen und Bäume zeichnete. Er war der lustigste, beste Mensch, den wir seit langer Zeit gesehen hatten, und hat auch uns Mädchen alle mit einander gezeichnet. Sehen Sie, hier ist mein Bild, aber es ist nicht recht getroffen. Am besten gelang ihm Pauline, aber die hat er sich auch mitgenommen."

Albert dachte an das von Adelgunde erhaltene Portrait. Der Maler mochte wohl ein Freund von ihr gewesen sein, der ihr gern den Dienst erwiesen hatte. Aber jetzt konnte er ja

noch einmal im Anblicke des Originals schwelgen, welches ihn gleichwohl mit Kummer erfüllte. Alle die Mißverhältnisse, die hier walteten, stellten sich ihm nur zu deutlich dar, so sehr man sie ihm auch zu verhüllen suchte. Er bemerkte, daß sorgfältig verhütet wurde, ihn allein mit Pauline sprechen zu lassen; aber diese Sorge war ganz unnöthig, denn sie vermied dies von selber und er überzeugte sich bald, daß sie wirklich fest entschlossen war, ihr Leid zu tragen und zu bergen. Was durft' er auch mehr verlangen, als sie noch einmal zu sehen und Abschied zu nehmen? Es galt ja doch hier keinen Aufenthalt mehr für ihn und er hatte sich seinen nächsten Weg fest vorgezeichnet.

Welches Opfer sollt' er noch verlangen, was konnte ihm noch gewährt werden? Nein, er wollte kein Opfer mehr fordern, weder von sich, noch von den Andern, und indem er sich dessen bewußt war, zeigte er eine äußerliche Ruhe und Unbefangenheit, die vielleicht alle Andern, nur nicht Paulinen, täuschte; am meisten aber Bernhard, der den Freund jetzt für völlig gleichgültig gegen die junge Frau hielt.

Albert konnte und wollte seiner Liebe nicht entsagen; aber in seinem Glauben an Vernunft und Freundschaft glaubte er auch den Schmerz, wo nicht dämpfen, doch ertragen zu können.

So nahm er schon am nächsten Morgen Abschied von Allen und ging. Er ließ nichts von dem bangen Weh merken, welches dabei sein Herz bedrückte, aber er eilte so viel er konnte, um sich recht bald in dem unstäten Soldatenleben zu bewegen, wo er allein Erleichterung für sein banges Herz zu finden hoffte. —

## 3.

Wir finden Albert als Krieger wieder, denn seit seinem Abschiede von den Freunden sind nun schon viele Wochen verflossen. Es ist Abend und er fühlt sich einsam mitten in dem kriegerischen Lager. Sebastian, sein Gefährte, der vor einiger Zeit in einem Gefechte verwundet ward, liegt noch, der Genesung entgegen harrend, in einem einige Meilen entfernten Orte.

Nur Paulinens Bild und der Gedanke an sie macht jetzt des Einsamen Begleitung aus. Es

herrscht eine, dem Kampflustigen doppelt unangenehme Ruhe, durch einen verhaßten Waffenstillstand verursacht. Aber am nächsten Tage schon ist dieser abgelaufen und mit dem Morgen werden die Feindseligkeiten wieder beginnen, denen Niemand sehnsüchtiger als Albert entgegen sieht.

Während er gedankenvoll das Bild betrachtet, klopft ihm Jemand auf die Schulter. Er blickt auf und sieht Sebastian neben sich stehen.

„Schon wieder rüstig? So schnell hätt' ich Dich hier nicht wieder zu sehen gehofft."

„Ich mußte mich jedenfalls mit dem Gesundwerden dazu halten, denn ich wäre vor Unmuth gestorben, wenn ich morgen noch hätte darnieder liegen sollen. Meine Wunde war mir in der Zeit des leidigen Waffenstillstandes noch ein Trost, denn ich hatte da doch einen Grund, unthätig zu sein; Ihr waret hier weit schlimmer dran. Und wie hast Du die langweiligen Tage hingebracht?"

„Trostlos genug, mein Junge. Mich freut's, daß Du wieder bei mir bist — ich kann mich mit all den Gesichtern hier nicht befreunden, sie sind mir wild, fremd geblieben, trotz des täglichen Anblicks."

„Und morgen erleben wir hoffentlich etwas Entscheidendes? Das Bisherige war ja doch nur Kinderspiel und Zeitverderberei. Doch, um nichts zu vergessen! an meinem Krankenbett hatt' ich auch einen ganz unerwarteten Besuch — Bernhard."

„Bernhard? Du hast wohl phantasirt! wie sollte er dorthin gekommen sein?"

„In der That, er hat lange mit mir gesprochen."

„Und warum hätt' er dann nicht auch mich aufgesucht?"

„Vielleicht hätt' ihm das Schwierigkeiten gemacht. Doch davon abgesehen, er wollte auch nicht zu Dir und es war ihm lieb, mich allein zu treffen, zumal da er hörte, daß ich binnen wenigen Tagen wieder bei Dir sein würde."

„Er wollte nicht zu mir?"

„So ist's. Aber er hat mir ein Papier für Dich übergeben. Er war im Begriff, Deutschland, ja Europa zu verlassen und befindet sich jetzt vermuthlich schon zur See."

„Du sprichst in Räthseln."

„Er kam auch mir etwas räthselhaft vor. Total verändert. Gar nicht mehr die kerngesunde,

offene, selbstbewußt kräftige Natur. Er hatte etwas, ich möchte sagen elegisches, als ob ihm ein besonderes Unglück widerfahren wäre, in welches er sich nun zwar äußerlich wohl gefunden hätte, das er aber doch nicht ganz verschmerzen könnte."

„Und theilte er nichts Näheres über sich mit?"

„Nichts, als daß er auf Nimmerwiederkehr davon ginge. Hier ist der Brief von ihm, der Dir wohl das Nähere sagen wird."

„In einem ungeheuren Irrthume bin ich befangen gewesen," schrieb Bernhard, „in einem Irrthume, der mich glücklich sein ließ, während mich seine Zerstörung nun um so unglücklicher gemacht hat. Wär' ich früher davon befreit worden, so wär' es mir vielleicht minder schmerzlich gewesen und uns Allen wäre viel Kummer erspart worden. Ich trage wahrlich die geringste Schuld dabei, denn Niemand hat sich bemüht, mich eines andern zu belehren, bis dies endlich vor Kurzem Jemand gethan hat, der sich mir nicht einmal nannte. Ich erhielt einen Brief, dem Anschein nach von weiblicher Hand, welcher mir deutlich machte, daß ich mir bisher nur ein-

bildete, Paulinens Neigung zu besitzen, während Du, Albert, der Glückliche warest. Die Augen sind mir unerwartet und plötzlich geöffnet worden. Warum seid Ihr Alle nie offener gegen mich gewesen? Ich will es nicht verläugnen, daß mir das Herz blutet, aber ich vermag ein Verhältniß, wie das bestehende, nicht mehr zu ertragen, nun, da ich es einmal kenne. Ganz im Stillen hab' ich mich auf meine Entfernung, die nun bereits erfolgt ist, vorbereitet. Sie glauben daheim, ich sei auf einer kleinen Reise, wie ich sie oft unternommen, begriffen. Da ich einmal bestimmt unterrichtet war, wie die Sachen standen, hab' ich gegen Niemand etwas davon erwähnt und nicht die leiseste Andeutung von meinem Vorhaben gegeben. Ich sehe Europa nie wieder, und während ich anderwärts vielleicht mit der Zeit Trost erringe, kann es wohl auch Euch möglich werden, daß Ihr ein Glück erlangt, um welches Euch das Geschick und Eure eigene Schuld zeither betrogen hat. Um dem keine Hindernisse in den Weg zu legen, werd' ich auch wenigstens vor der Hand nicht angeben, wohin ich mich wende; jedoch hab' ich andererseits die nöthigen Anord-

nungen hinterlassen, die es Paulinen leicht machen werden, ihr Bündniß mit mir zu lösen. So hab' ich Dir die Bahn eröffnet und es ist nun an Dir, für Dich zu handeln. Nur um alle vergeblichen Gegenreden und Einwände zu verhüten, mußt' ich es unterlassen, von Dir persönlich Abschied zu nehmen. Später, sobald ich mit Sicherheit voraussetzen kann, daß Alles, was ich wünsche, geschehen ist, werde ich Dir und den Andern vielleicht weitere Nachricht von mir geben. Bis dahin lebe wohl." —

„Er schärfte mir's noch besonders ein," sagte Sebastian, als Albert schweigend den Brief zusammen faltete, „Dir zuzureden, daß Du Dir Urlaub verschaffen und wo möglich die betretene Laufbahn sogleich ganz verlassen möchtest. Das konnt' ich nun freilich nicht versprechen, denn der Himmel verhüte, daß Du Dein früheres, dumpfes Leben wieder beginnst. Jetzt ist ohnehin nicht daran zu denken, da ja schon morgen die Reihe fröhlicher Tage für uns beginnen soll."

„Ob es fröhliche Tage für mich werden — das ist freilich eine andere Frage," sagte Albert. „Ist die Welt verwandelt? Sonst war es

dieser Bernhard immer, der Dich allein aus düstern Träumen zu wecken wußte, Du warst gleich munterer und heiterer, wenn er erschien — und diesmal reichen einige geschriebene Worte von ihm hin, Dich mißmüthig zu machen, gerade am Vorabende eines Tages, den wir so lange ersehnt haben."

„Vielleicht vermagst Du nicht zu begreifen, Sebastian, was mich in solche Stimmung bringt, wenn ich Dich auch damit bekannt mache. Doch ich will es versuchen. Lies diesen Brief — Alles Uebrige weißt Du schon, und dann sage mir Deine Meinung."

Sebastian las und rief dann lebhaft: „Bei Gott, das hätt' ich nicht einmal von ihm erwartet. Wenn das kein Opfer bringen heißt, so ist überhaupt keines mehr denkbar auf Erden."

„Aber es ist ein fruchtloses Opfer."

„Nein, Albert, das darf es nicht sein. Das hieße die Freundschaft mit Füßen treten. Wenn Du dies verschmähen wolltest — aber nein, nein, das darfst Du nicht. Laß Dich immerhin von ihm beschämen; Du wärest um kein Haar besser, wenn Du seiner Weisung nicht folgtest

und es würde durch Dein Entsagen überhaupt gar nichts erlangt. Du mußt seiner Freundschaft die Ehre anthun und selber glücklich werden."

„Ach, Sebastian, ich weiß wahrlich nicht, wie ich das anfangen sollte."

„Nun freilich, für den Augenblick kannst Du das Regiment nicht verlassen, wenn Du auch wolltest. Und, abgesehen von dieser Unmöglichkeit, geb' ich gern zu, daß es eine schwere Wahl ist, entweder nach Deinem schönen Dörfchen am See zu ziehen und dem Krieg zu entsagen, oder den herrlichen Krieg zu wählen und ihr zu entsagen. Ich kann mich recht wohl in Deine Lage denken. Das weite Land ist in schöner Aufregung, für unglücklich halt' ich Jeden, der jetzt die Hände müßig in den Schooß legen muß — doch wenn ich es recht erwäge, wird für Dich nun die Umkehr sogar zur Pflicht. Einen Tag zum mindesten hast Du indeß noch bei uns zuzubringen, oder wenn dieser nicht entscheidend sein sollte, einige Tage — warte die Schlacht, die morgen unvermeidlich ist, ab, und dann, wo dies keine Schwierigkeiten mehr haben wird, kehre heim. Das ist mein Rath."

„Ein recht guter Rath, nur daß er sich nicht befolgen läßt. Junger Freund, siehst Du nicht ein, welche erbärmliche Rolle ich dann in dem ganzen Drama spielen würde? Da der Gegner endlich freiwillig das Feld räumt, soll ich seine Stelle erst einnehmen, auf der er sich nicht mehr wohl befindet? O, kein Bettler an der Straße ist so jämmerlich dran, als ich es in diesem Falle sein würde! Dem Himmel sei Dank, daß wir einer großen, gewaltigen Arbeit entgegen sehen, die mich genug beschäftigen wird, um mein übriges Elend darüber vergessen zu können.“

„Gut. Vielleicht schon am Schlusse des morgenden Tages kann ich wieder über die Sache mit Dir reden.“

„Und Du begreifst wirklich nicht, wie erbärmlich ich dastehen würde, wenn ich jetzt Bernhards Vorschlag annähme?“

„Pfui, Albert! Du zeigst Dich kleinlich — wie kannst Du seine aufopfernde Freundschaft und Deine Liebe mit solchen Gedanken besudeln? Was geht Dich die Welt an, wo es sich nur um das Glück derer handelt, die Du liebst? — Doch schweigen wir jetzt davon. Es mögen

wenigstens vier und zwanzig Stunden verfließen, ehe wir die Sache wieder berühren."

„Nein, ich bitte Dich, sprich sogleich weiter davon mit mir. Ich bin viel zu sehr beunruhigt, als daß ich diesen Abend sobald den Schlaf finden könnte und gleichwohl wär' ich auch nicht im Stande von irgend etwas Anderm zu sprechen, als von dem Inhalte dieses Briefes."

„Du vergißt dabei ganz, an denjenigen zu denken, der Bernhard zuerst von dem wahren Verhältniß unterrichtete — wer kann es gewesen sein?"

„Vielleicht eine von Blandinens Freundinnen."

„Ich glaube Niemand anders," antwortete Sebastian, „als Adelgunde. Sie hat Dir da einen neuen Beweis geliefert, daß sie es gut meint."

„Du hast in Deiner Vermuthung wahrscheinlich Recht; ja, Niemand als Adelgunde hat den Brief geschrieben. Aber diesen Liebesdienst dank' ich ihr wahrlich nicht. Wenn man in der Resignation so weit war, wie ich, dann hat die Erweckung neuer Hoffnungen etwas Unbequemes,

sie verursacht eine Unruhe und ein Schwanken in der Wahl dessen, was man thun oder lassen soll — mit einem Wort, einen quälenden Zustand."

„Doch nur für den Augenblick, es wird schon hell in Dir werden, daran zweifle ich nicht."

## 4.

Es war noch Nacht. Eine Ruhe, wie vor'm Gewitter, herrschte im Lager. Noch gestern war die Rede davon gewesen, den Waffenstillstand zu verlängern, doch hatten sich die Verhandlungen zerschlagen.

„Und das ist gut, sagte ein Waffengefährte, der bei Albert und Sebastian saß. „Gut, daß diesmal die jugendlichern Stimmen im Kriegsrathe entschieden haben. Wenn den Alten ein kluges, umsichtiges und energisches Ordnen überlassen bleibt, so hab' ich dagegen gar nichts; aber der kühne Ungestüm der Jugend will auch sein Recht, und im gegenwärtigen Falle war das Recht allein auf seiner Seite. Dem Himmel sei Dank, daß das unzeitige, feige Philistergeschrei nach Ruhe, endlich einmal selber ganz zur Ruhe verwiesen ist.

Die Friedensprediger hatten ihr Amt über Gebühr lange ausgedehnt, und um so heftiger muß nun der Kampf werden. Es ist ein Haß entzündet worden, aber ein gesunder Haß, der sich austoben muß. Wir werden Zeit genug zum Frieden übrig behalten, aber erst muß sich unser Vaterland nun einmal in seiner Macht zeigen."

„Und das wird es, denn es ist jetzt erwacht!" sagte Sebastian. „Wie konnte der Deutsche nur so lange seine Reformationen, seine Schöpfungen und Erfindungen in Kunst und Wissenschaft, seine Kämpfe und Leiden vergessen, um fremde Possen und Spielereien zu bestaunen und zu preisen?"

„Weil man ihn nicht zum Bewußtsein kommen ließ," antwortete Jener. „Wenn wir stolz sein wollten auf das was unser, so ward uns dieser Stolz getadelt — ja er ward lächerlich gemacht, wie Alles an uns, was man gleichwohl an den Fremden stets rühmte. Von diesen sollten wir uns hassen, verachten, unterdrücken lassen, während man uns schmähte, wenn wir Gleiches mit Gleichem vergelten wollten. Wie unfrei waren wir! So manches — in Politik, Philosophie, Religion — was zu einer Zeit Völker begeisterte,

wird zu einer andern verworfen und bespöttelt; so ging es wechselweise fast jeder Ansicht und geistigen Richtung. Wann wird man endlich ganz frei? Es geht hierbei dem Ganzen, wie dem Einzelnen: gleiche Lehrzeit, gleiche Fehlgriffe und Kämpfe, gleiche Befangenheit. Die Toleranz, die Liebe, die wahre Vernunft: sie mögen uns endlich zum Glück, zur Wahrheit führen aus diesem Labyrinthe; aber ohne Kämpfe geht es nun einmal nicht ab auf Erden. Es gab Befangene, die den Franzosenhaß lächerlich machten (der's wohl zu Zeiten, aber nicht durchaus war) während sie den Riesen in Osten haßten; aber sie bedenken nicht, wie sich die Zeiten ändern, und daß ein späteres Geschlecht vielleicht auch ihren eignen Haß lächerlich machen kann. Gehen wir gerade zu und hassen Alles, was wider uns, wir haben gegen Ost wie gegen West alte Schuldforderungen und wir wollen Alles einkassiren, was unser. Die Zeit ist glücklicherweise vorüber, wo wir uns unsers Patriotismus zu schämen hatten."

Albert nahm keinen Theil an dem, was der etwas geschwätzige Genosse sprach. Er starrte auf ein schon wiederholt durchgelesenes Papier, und

hatte dabei sich selbst und die Andern vergessen. Er hatte in dieser Stunde Nachrichten aus der Heimath erhalten und dabei auch einen Brief von Blandine, in welchem ein zweiter von Pauline lag. Der letztere war es, der ihn jetzt beschäftigte.

Der eifrige Sprecher hatte sich nun zurückgezogen, und Sebastian sagte:

„Du bist gerade wieder in einer Stimmung, die nicht zum heutigen Tage paßt. Sonnenaufgang ist nahe und wir werden vielleicht schon in wenigen Minuten aufsitzen müssen.“

„Darauf wart' ich, wahrhaftig. Ich bin ruhig, sei unbesorgt um mich. Aber die wenigen Minuten, die ich noch habe, laß mich meinen einsamen Gedanken widmen.“

Pauline schrieb:

„Mein einziger Freund. Weil es das letzte Mal ist, wo ich zu Dir spreche, so hätt' ich gern sehr viel gesagt; ich weiß aber nicht, welch ein banges, unruhiges Gefühl mich daran verhindert. O, Du bist glücklicher als ich, Du verstehest zu bekämpfen oder zu vergessen, was Dich schmerzlich berührt. Dazu bin ich zu schwach, oder — dazu

ist meine Liebe zu stark. Doch ich thue Dir Unrecht und das darf ich in diesem Augenblick am wenigsten. Man hat sich in letzter Zeit bemüht, mir Zweifel an Deiner Liebe einzuflößen, aber es ist nicht gelungen. Gott verhüte, daß ich Dich je hätte verkennen sollen. Ich habe lang' ertragen, was ich ertragen mußte; jetzt vermag ich das nicht länger. Diese Welt und das Leben darin wäre so schön, wenn es die Menschen einem nicht durch ihre jämmerlichen Verhältnisse verleideten. Und diese erbärmlichen Verhältnisse sind es, die mich doch endlich zu einem Entschlusse gebracht haben. Dieser wird ausgeführt sein, sobald Du diese Zeilen erhältst, in denen ich Dir Lebewohl sage. Sei Du stark und fest und Du wirst das Leben zu ertragen wissen, für dessen Last meine arme Kraft nicht ausreicht. Tausend Wünsche für Dein Wohl und Deine Ruhe!" —

Auch Sebastian hatte sich zurückgezogen und Albert hob erst jetzt Blandinens noch ungelesenes Schreiben, welches seiner Hand entfallen war, auf.

## 5.

Blandinens Brief lautete:

„Gewiß hat Alles, was sich in der letzten Zeit hier ereignete, Niemand härter getroffen, als mich, und doch bin ich es allein, die im Stande ist, Ihnen Nachricht davon zu geben. Mich wundert selbst die Ruhe, die ich mir vor den Andern zu bewahren wußte; vielleicht hat sie nur ihren Grund in dem Umstande, daß ich Alles, was gekommen ist, längst voraussah. Ich habe Angst und Kummer zuvor ausgestanden und nun, nachdem das Schlimmste wirklich erfolgt, ist mein Gemüth schon abgestumpft. Bernhard verließ uns vor zwei Wochen, um eine Reise von wenigen Tagen zu unternehmen. Bis dahin hatte Pauline noch immer eine gewisse Heiterkeit zu zeigen gewußt, obwohl ihr diese Mühe genug zu kosten schien. Aber gleich nach seinem Abschiede zeigte sie sich verwandelt, sie vermochte die lästige Maske nicht länger zu tragen und überließ sich ganz ihrem Schmerze. Meine Bangigkeit nahm zu, während ich sie beobachtete. Ich kam fast nicht mehr von ihrer Seite und doch konnt' ich

nicht verhindern, was geschehen sollte. Nach mehrern Tagen, wo sie fast kein Wort gesprochen hatte, schien sie in sanftere Stimmung zu kommen, sie sprach viel mit mir und fast nur von Ihnen, Albert. Ich hatte ihr versprechen müssen, am Abend ihr Lieblingsvergnügen, die Gondelfahrt auf dem See, mit ihr zu theilen, so ungern ich mich in der letzten Zeit auch immer dazu verstanden hatte. Während ich mich in meinem Zimmer, dessen Fenster das Seeufer beherrscht, zu der Partie vorbereitete, sah ich zu meinem Staunen, wie Pauline allein in die Gondel stieg, diese losband und vom Ufer ruderte. Ich eilte so schnell ich konnte hinunter und rief ihr zu, umzukehren. Sie hörte mich nicht, sah sich nicht einmal nach mir um, sondern ruderte weiter und weiter. Der Abend war schon weit vorgerückt, ich empfand eine unbeschreibliche Besorgniß. Was sollt' ich thun? Ich fürchtete Aufsehen zu erregen, wenn ich einen der Nachbarn bat, einen zweiten Kahn zu leihen und mich ihr nachzuführen. Mit unnennbarer Angst sah ich, wie sie sich mehr und mehr entfernte, bis sie endlich hinter einer weit in den See ragenden Land-

spitze verschwand. Erst jetzt entschloß ich mich, die Hausgenossen aufmerksam zu machen, die zum Unglück meine Besorgnisse, die ich übrigens kaum auszusprechen wagte, zu wenig theilten und sich daher ziemlich saumselig bezeigten. Es währte lange, eh' man einen Kahn bereitet hatte, und der Einsamen nachruderte. Die Dämmerung war indessen eingebrochen. Mit der gespanntesten Erwartung spähte ich umher, während die Leute emsig ruderten. Als wir an der Landspitze vorüber kamen, sahen wir die leere Gondel, die an's Ufer getrieben war. Erst am folgenden Tage fand man auch die — todte Pauline! — — Ich danke dem Himmel, daß es niedergeschrieben ist — die Hand zitterte mir dabei, ich wußte nicht, wie ich es aussprechen sollte und Sie müssen mir's verzeihen, daß dies ohne jeden Umschweif geschah. Glauben Sie, ich weiß, welche Wirkung diese unseligen Worte bei Ihnen hervorbringen werden. — — Ich brauch' Ihnen nichts von dem Zustande zu sagen, in welchem sich Alle hier befinden. Man schrieb gleich den folgenden Tag an Bernhard, der seinem Versprechen nach schon hätte heimgekehrt

sein sollen. Gestern kam der Brief zurück mit der Nachricht, daß Bernhard gar nicht an dem bezeichneten Orte gesehen worden sei — —"

Albert vermochte nicht weiter zu lesen, es flirrte ihm vor den Augen, er war wie betäubt. Aber nun ward es lebendig um ihn her, die kriegerischen Signale weckten ihn aus dem bangen Sinnen und nach wenigen Minuten saß er zu Roß, bereit zu dem „eisernen Würfelspiel," welches jetzt beginnen sollte. —

Es galt nun kein Hoffen, kein Wünschen mehr bei ihm. Er hatte mit der Vergangenheit völlig abgeschlossen und begann jetzt erst ausschließlich dem Augenblicke zu leben. —

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druck von P. T. Meltzer in Wurzen.

sein sollen. Gestern kam der Brief zurück mit der Nachricht, daß Bernhard gar nicht an dem bezeichneten Orte gesehen worden sei — —"

Albert vermochte nicht weiter zu lesen, es flirrte ihm vor den Augen, er war wie betäubt. Aber nun ward es lebendig um ihn her, die kriegerischen Signale weckten ihn aus dem bangen Sinnen und nach wenigen Minuten saß er zu Roß, bereit zu dem „eisernen Würfelspiel," welches jetzt beginnen sollte. —

Es galt nun kein Hoffen, kein Wünschen mehr bei ihm. Er hatte mit der Vergangenheit völlig abgeschlossen und begann jetzt erst ausschließlich dem Augenblicke zu leben. —

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druck von P. T. Meltzer in Wurzen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oelckers, Theodor,

Tolle Welt Ein Roman

Bd.: 2

Leipzig (1846)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.567#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721869-7